

Wulf D. Hund

Von Aristoteles bis Frankie Zung Reichweiten der Rassismusforschung

Martin Bulmer, John Solomos (Hrsg.), *Researching Race and Racism*, Routledge, London etc. 2004, 240 S., brosch., £ 19,99.

Jerry Dávila, *Diploma of Whiteness. Race and Social Policy in Brazil, 1917–1945*, Duke University Press, Durham etc. 2003, 292 S., brosch., \$ 22,95.

Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburger Edition, Hamburg 2004, 411 S., geb., € 35,00.

Almut Höfert, *Den Feind beschreiben. ›Türkengefahr‹ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450–1600*, Campus, Frankfurt etc. 2004, 465 S., brosch., € 45,00.

Gerald Horne, *Race War. White Supremacy and the Japanese Attack on the British Empire*, New York University Press, New York 2003, 409 S., geb., \$ 40,00.

Benjamin Isaac, *The Invention of Racism in Classical Antiquity*, Princeton University Press, Princeton etc. 2004, 563 S., geb., \$ 45,00.

Ilona Katzew, *Casta Painting. Images of Race in Eighteenth-Century Mexico*, Yale University Press, New Haven etc. 2004, 242 S., geb., \$ 60,00.

Wolfram Meyer zu Utrup, *Kampf gegen die ›jüdische Weltverschwörung‹. Propaganda und Antisemitismus der Nationalsozialisten 1918–1945*, Metropol, Berlin 2003, 560 S., brosch., € 24,00.

H. Glenn Penny, *Objects of Culture. Ethnology and Ethnographic Museums in Imperial Germany*, The University of North Carolina Press, Chapel Hill etc. 2002, 281 S., brosch., \$ 24, 95.

Lars Rensmann, *Demokratie und Judenbild. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 541 S., brosch., € 42,90.

Dass Rassen ein »Produkt des Rassismus« und deswegen »Resultat, nicht Voraussetzung rassistischer Argumentation« sind¹, wird in der Rassismusforschung häufig, aber oft inkonsequent und folgenlos betont. Die Folgenlosigkeit zeigt sich, wenn zahlreiche Definitionsversuche des Rassismus davon ausgehen, dass Rassen kein Produkt der Natur, sondern soziokulturelle Gebilde sind², konkrete Analysen aber darauf bestehen, dass von Ras-

1 *John Solomos*, Making Sense of Racism. Aktuelle Debatten und politische Realitäten, in: *Alex Demirović/Manuela Bojadžijev* (Hrsg.), *Konjunktoren des Rassismus*, Münster 2002, S. 157–172, hier: S. 160 (›Produkt‹) u. *Wulf D. Hund*, Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit, Münster 1999, S. 10 (›Resultat‹).

2 *Ivan Hannaford*, *Race. The History of an Idea in the West*, Washington/Baltimore/London 1996, S. 9, erklärt, dass es Rassen nicht immer und überall gegeben hat. *Kenan Malik*, *The Meaning*

sismus nur dort die Rede sein könnte, wo sich entsprechende Diskriminierungen der Kategorie Rasse bedienten. Die Inkonsequenz zeigt sich, wenn Rassismusforschung selbst dort nach Rassen oder deren Äquivalent fragt, wo ihr Begriff ersichtlich nicht existiert hat.

Die Frage nach der Existenz von Rassismus in der Antike ist ein Prüfstein für dieses Vorgehen. Christopher Tuplin meint, die Diskussion von Rassismus setze die Vorstellung von Rasse voraus. George M. Fredrickson kann bei den Griechen und Römern des Altertums kein entsprechendes Konzept finden. David Theo Goldberg schließt aus dem Umstand, dass die Griechen keine Vorstellung von Rasse hatten, rassistische Diskriminierung wäre bei ihnen nicht vorgekommen.³

Trotzdem hat Benjamin Isaac in einer umfangreichen Studie »the invention of racism in classical Antiquity« behandelt. Er benutzt in ihr die Kategorien »racism« (Isaac, S. 82), »early racism« (S. 36), »ancient racism« (S. 482) und »proto-racism« (S. 5 und passim) weitgehend synonym, bevorzugt aber letztere »for the sake of convenience« (S. 36). Seine Arbeit markiert einen Meilenstein in der historischen Rassismusforschung. Sie vermittelt ein umfassendes Bild der auf sozial verkörperten Besonderheiten von anderen beruhenden Diskriminierungsmuster (vgl. S. 53–251) und ihrer Spezifizierung und Umsetzung beim Umgang mit fremden Völkern im Rahmen der antiken imperialen Politik (vgl. S. 253–500). In ihren Legitimationszusammenhängen stößt Isaac auf zentrale Überlegungen rassistischer Argumentation wie »the environmental theory«, »[t]he emphasis on pure blood« und »ancient physiognomics« (S. 46).

Die Konzeption der Umwelttheorie (vgl. S. 56–109) lief auf die Prägung kollektiver Charaktere durch unterschiedliche äußere Bedingungen hinaus. Die für die Entwicklung menschlicher Fähigkeiten besten geographischen und klimatischen Verhältnisse waren dabei die, unter denen die Produzenten dieser Vorstellungen selbst lebten, und denen sie bescheinigten, zur Philosophie wie zur Herrschaft befähigte Menschen hervorzubringen. Weil ihnen durch eine missgünstige Natur benachteiligt ausgestattete andere gegenüberstehen sollten, waren Idee und Rechtfertigung des Imperialismus in diese Theorie eingelassen. Weil die als stabil betrachteten Ergebnisse dieses Prozesses als vererbbar begriffen wurden, war die dialektische Dynamik der Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer Umwelt zugunsten einer dauerhaften Hierarchie von Superiorität und Unterlegenheit fixiert

of Race. *Race, History and Culture in Western Society*, Basingstoke 1996, S. 5, behauptet, dass Marsianer die Menschen in andere als auf der Erde geläufige Rassenkategorien einteilen würden. Leonard Harris, *What, Then, Is Racism?*, in: *ders.* (Hrsg.), *Racism. Key Concepts*, Amherst 1999, S. 437–450, hier: S. 439, hält fest, dass Rassen als biologische Tatbestände nicht existieren. Audrey Smedley, *Race in North America. Origin and Evolution of a Worldview*, Boulder etc. 1999, S. 20, spricht von Rasse als sozialem Prinzip und soziokultureller Realität. Floya Anthias, *Race and Class Revisited – Conceptualising Race and Racisms*, in: *The Sociological Review* 38 (1990), H. 1, S. 19–42, hier: S. 21 f., integriert sie der Kategorie Ethnos. John Solomos und Les Back, *Racism and Society*, Basingstoke etc. 1996, S. 207, betrachten Rasse als politische Ressource sozialer Identitätsbildung. Margaret L. Andersen, *Whitewashing Race. A Critical Perspective on Whiteness*, in: *Ashley W. Doane/ Eduardo Bonilla-Silva* (Hrsg.), *White Out. The Continuing Significance of Racism*, New York etc. 2003, S. 21–34, hier: S. 33, sieht sie als soziale Tatsache. Für Robert Miles, *Racism*, London etc. 1989, S. 71, gehört sie in den Bereich gesellschaftlich konstruierter Wirklichkeit. Michael Banton, *Racial Theories*, Cambridge etc. 1998, S. 196–235, hat sein vielfach nachgedrucktes Standardwerk um das Kapitel »Race as social construct« erweitert.

³ Vgl. Christopher Tuplin, *Greek Racism? Observations on the Character and Limits of Greek Ethnic Prejudice*, in: *Gocha R. Tsetsckhladze* (Hrsg.), *Ancient Greeks. West and East*, Leiden etc. 1999, S. 47–75, hier: S. 47; George M. Fredrickson, *Racism, A Short History*. Princeton etc. 2002, S. 17; David Theo Goldberg, *Racist Culture. Philosophy and the Politics of Meaning*, Malden etc. 1993, S. 21.

und außer Kraft gesetzt. Das führte nicht zuletzt zu weitreichenden eugenischen Gedanken, die unter anderem auf eine Kritik am Ammenwesen hinausliefen, weil dabei Kinder gehobener Herkunft durch die Milch von Frauen niederer Abkunft geschädigt werden könnten.

Die Argumentation der Blutstheorie (vgl. S. 109–148) war auf diese Weise mit der Umweltkonzeption verbunden. Als Lehre von der guten Herkunft umfasste sie nicht nur bis zur Euthanasie reichende Forderungen nach gesunden Nachkommen. Sie enthielt auch bevölkerungspolitische Vorstellungen, die die eigene biologisch-kulturelle Sonderstellung auf die Reinheit und Unvermischtheit von Erblinien zurückführte. Sie diente nicht nur der rassistischen Abgrenzung nach außen, sondern waren auch sexistisch und klassistisch geprägt. Das zeigte sich nicht erst an Aristoteles Theorie der Zeugung und seiner Diskreditierung weiblicher Nachkommen als Missgeburten, sondern schon in der mythologischen Vorstellung der athenischen Männer, sie seien Nachkommen einer ohne Frauen zustande gekommenen Urzeugung.⁴ Das zeigte sich weiter in Platons auf soziale Mischungen gemünzten Warnungen vor Degeneration.

Weil Isaac diese Argumentationslinien nicht weiter verfolgt, behandelt seine Arbeit nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtzusammenhang rassistischer Ausgrenzung und Herabminderung. Das liegt vor allem daran, dass der Verfasser glaubt, sich der verbreiteten Kopplung von Rassismus und Rasse anschließen zu müssen. In dessen Charakterisierung bei Aristoteles fließt diese Auffassung ein: »Aristotle's natural slaves correspond with all the features listed as characteristic of what is believed to be a race« (S. 46).

Bereits Aristoteles soll demnach so argumentieren, wie es nach der Durchsetzung des Rassenbegriffs und mit dessen Hilfe allgemein üblich wurde. Um das zu unterstreichen, führt Isaac eine Passage aus dessen »Politik« an, in der Freiheit und Sklaverei mit der körperlichen Verfassung der Menschen verbunden werden. Obwohl er in der Regel ausführlich und unter zusätzlicher Dokumentation des jeweiligen Originaltextes zitiert, findet sich in diesem Abschnitt aber eine systematische Auslassung. Aristoteles unterstellt der »Natur«, sie hätte »das Streben, auch die Leiber der Freien und der Sklaven verschieden zu bilden, die der letzteren stark für den nötigen Gebrauch und die der ersteren hochauferichtet und unbrauchbar für derartige Arbeiten, aber geeignet für die staatliche Tätigkeit«. An dieser Stelle bricht Isaac das Zitat ab, in dem es weiter heißt: »aber *tatsächlich tritt oft auch das Gegenteil ein*, dass manche nur die Leiber von freien Männern haben und andere nur die Seelen.«⁵

Offensichtlich ist Aristoteles, der der Natur die Hervorbringung von Freien und Sklaven unterstellt, nicht bereit, sich dabei auf deren begrenzte Möglichkeiten der Verkörperung zu verlassen. Seine Begründung der natürlichen Sklaverei hat vielmehr einen kulturalistischen Kern, um den herum sich naturalistische Bestandteile flexibel gruppieren.⁶ Er wird durch ein alle sozialen Beziehungen strukturierendes Konzept der Herrschaft geprägt. Begründet liegen soll diese im regulativen Anspruch der Vernunft. Der beginnt im

4 Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hrsg.), *Clones and Clones. Facts and Fantasies about Human Cloning*, New York etc. 1999, haben in ihren einleitenden Überlegungen zu Techniken und Ideologien des Klonens (Introduction, a. a. O. S. 11–16, hier: S. 12) einen Zusammenhang hergestellt, der von heutigen Männerphantasien ungeschlechtlicher Fortpflanzung bis zur Sage von Erechtheus zurückreicht, der, »masturbating into the fertile earth of Athens«, eine »nation of male clones« erzeugt hätte: »The Athenians were thus, in their own civic mythology, a nation descended from male clones, very proud to have no jot of the female in their makeup«.

5 *Aristoteles*, Politik (nach der Übersetzung von Franz Susemihl), hrsg. v. Wolfgang Kullmann, Reinbek 1994, S. 53 (1254 b 25 ff.) – von mir hervorgehoben.

6 Vgl. Julie K. Ward, *Ethnos in the Politics. Aristotle and Race*, in: Julie K. Ward/Tommy L. Lott (Hrsg.), *Philosophers on Race. Critical Essays*, Oxford etc. 2002, S. 14–37, die auf S. 30 schlussfolgert, Aristoteles »is closer to holding what would be considered a cultural, social notion of race and ethnicity than a biologically determinist notion«.

Bereich der Seele, wo die Vernunft das Gefühl regieren sollte, setzt sich fort in der Person, deren Seele den Leib zu regieren hätte, erstreckt sich auf die Familie, in der das Weibliche vom Männlichen regiert werden müsste, und das Haus, in dem der Herr über den Knecht regierte, bis zum Staat, der am besten verfasst wäre, wenn tugendhafte Reiche fleißige Arme regierten: »denn geradeso wie ein lebendiges Wesen (zôon) aus Seele und Leib und die Seele aus Vernunft (lógos) und Begierde (órexis) und die Familie aus Mann und Weib und der Besitz aus Herrn (despótēs) und Sklaven (doúlos), ebenso ist auch der Staat aus [...] ungleichartigen Bestandteilen zusammengesetzt«. ⁷

Dieses hierarchische Programm vermittelt die verschiedenen Ebenen der Naturbeherrschung über den Begriff des Mangels. Die durch ihn bezeichnete Differenz erlaubt die Behauptung von Unterschieden, ohne systematisch auf deren körperlicher Repräsentation bestehen zu müssen. Die anderen sind nicht deswegen anders, weil sie über besondere Kennzeichen verfügen, sondern weil ihnen etwas fehlt. Bei den Sklaven ist das die Vernunft. Auf Äußerlichkeiten wird zu ihrer Bestimmung hingegen kein zentraler Wert gelegt. ⁸ Das Versagen der Natur beim Sichtbarmachen ihr zugeschriebener Unterschiede ist einkalkuliert. Die rassistische Herabminderung des Menschen zum Sklaven gibt sich als soziale Konstruktion zu erkennen.

Die Chance, sich aus einer vom Rassenbegriff gelösten rassismusanalytischen Perspektive mit entsprechenden Diskriminierungszusammenhängen auseinanderzusetzen, hat Isaak vergeben. Das erklärt auch, warum er sich nicht ausführlicher mit den beiden anderen Dimensionen auseinandersetzt, die in der aktuellen Diskussion durch die häufig zu findende Trias ›Rasse – Klasse – Geschlecht‹ bezeichnet wird. Dabei weisen die aristotelischen Überlegungen zu den unterschiedlichen Ebenen der Herrschaft, in denen die Beziehungen von Leib und Seele mit denen von Frauen und Männern und von Sklaven und Herren verbunden werden, auf diesen Zusammenhang direkt hin. Bei der Behandlung von versklavten und freien Arbeitern durch Aristoteles zeigt sich die Verbindung von Rassismus und Klassismus nachhaltig.

In den durch Sklaverei unterschichteten griechischen Poleis mochte der Dünkel der herrschenden Klassen die freien Armen nach Lage und Prestige nicht sonderlich von den Sklaven unterscheiden, sah sich durch deren politischen Druck und eigenes opportunistisches Kalkül aber genötigt, das im Hinblick auf ihren Status zu tun. Nach Aristoteles' Überzeugung können deswegen einerseits Arme und Sklaven sozial nicht unterschieden werden, weil beide »mit der Beschaffung des notwendigen Lebensunterhaltes zu tun haben«. Deswegen wären früher »sämtliche Handwerker und Fremden Sklaven« gewesen und dürfte »der beste Staat [...] den Handwerker nicht zum Bürger machen«. Im Hinblick auf ihre Tätigkeit und soziale Lage erscheinen Aristoteles die Armen als unfrei und tugendlos und werden genauso verachtet wie die Sklaven. Andererseits muss er sie ihrer politischen Stellung wegen als freie Bürger anerkennen. In die missmutige Formulierung dieser Zumutung fließt dabei die Differenz von rassistischer und klassistischer Diskrimi-

7 *Aristoteles*, Politik, S. 134 (1277 a 5 ff.); zum Vorstehenden vgl. S. 52 f. (1254 b 5 ff.) u. S. 312 ff. (1328 b 35 – 1329 a 39); vgl. auch S. 182 ff. (1290 b 21 – 1291 b 13), wo die ständische Struktur des Staates entwickelt, die Herrschenden mit der Seele und die Beherrschten mit dem Leib verglichen und »die Armen und die Reichen« als »die wesentlichen Teile des Staates« bestimmt werden.

8 Vgl. *Aristoteles*, Politik, S. 53 (1254 b 17 ff.) – »alle diejenigen, welche so weit von anderen abstehen wie der Leib von der Seele und das Tier vom Menschen [...] sind Sklaven von Natur [...]. Von Natur Sklave ist mithin derjenige, welcher [...] an der Vernunft nur so weit teilhat, um ihre Gebote zu verstehen, ohne sie zu besitzen«; hinsichtlich solcher Äußerlichkeiten wie den in der modernen Sklaverei so bedeutsam werdenden Schattierungen der Hautfarbe heißt es hingegen bei *Aristoteles*, Metaphysik (in der Übersetzung v. Hermann Bonitz), hrsg. von *Eduard Wellmann*, Reinbek 1994, S. 272 (1058 b 13), »der Mensch« wäre »nur in akzidentellem Sinne weiß«, »der weiße Mensch steht zu dem schwarzen nicht in einer Unterschiedenheit der Art nach«.

nierung ein. »Die Stellung [...] des Handwerkers« entspreche »einer begrenzten Sklaverei«, doch »Sklave [...] sei] einer von Natur«, »Handwerker aber nicht«.⁹

Bei der Charakterisierung des mit der Hand und für Lohn arbeitenden Bauens aus der Unterschicht vereinen sich Desozialisierung und Rollenzuweisung. Dabei wird darauf bestanden, dass die rassistische Entmenschlichung als Werk der Natur gelten müsse, während die klassenspezifische Ordnung der Gesellschaft als Menschenwerk Anerkennung findet. Die in der aktuellen Rassismuskonzeption allenthalben und unermüdlich beschworene soziale Konstruktion, der ihre analytischen Anstrengungen gelten, liegt in diesen Überlegungen in einer Semantik vor, der der Rassenbegriff völlig fehlt. Sie zeigt sich als eine von der konkreten historischen Form herrschaftlicher Vergesellschaftung abhängende und flexibel handhabbare Strategie zur kulturalistisch begründeten sozialen Einschließung oder Ausschließung.

Diese wird im europäischen Mittelalter fortgeschrieben. Doch krankt ihre Diskussion auch hier daran, dass Rassismusanalyse mit dem Rassenbegriff verbunden wird und deswegen auf den Nachweis aus ist, dass »race does operate distinctively in various medieval contexts«.¹⁰ Mit diesem Ansatz verbindet sich häufiger die Auffassung, dass das Jahr 1492 ein symbolisches Ursprungsdatum für den Beginn des modernen Rassismus abgeben könnte. James M. Blaut hat die Anfänge des Eurozentrismus auf dieses Jahr datiert, Mark Terkessidis betrachtet es als »die ›Wiege‹ des Rassismus«, Karin Priester erklärt es zu dessen Entstehungsdatum und Howard Winant verweist für die Geschichte des Rassismus auf die Zeit »from approximately 1500 on«.¹¹

In der Regel stützen sich solche Auffassungen auf die Folgen der Entdeckung Amerikas. Der Genozid an den Indianern und der transatlantische Sklavenhandel wurden unter Berufung auf die aristotelische Theorie der Sklaverei legitimiert. Zwei weitere mit dem Jahr 1492 verbundene Formen rassistischer Diskriminierung bedienten sich freilich anderer Argumente. Sowohl die antisemitische Politik der Reinheit des Blutes in Spanien als auch die europäische Reflexion der Türkengefahr bemühten eine Rhetorik der Täuschung, um zu erklären, weshalb konvertierte Juden und kultivierte Moslems gleichwohl als elementare Gefahr für Einheit und Integrität der Christenheit gelten müssten.¹²

9 *Aristoteles*, Politik, S. 137 (1278 a 5 ff.) (›Lebensunterhalt‹, ›bester Staat‹); S. 341 f. (1337 b 5 ff.) (zur Arbeit und Tugendlosigkeit der Armen); S. 74 (1260 b 1 ff.) (›Handwerker‹, ›Sklave‹) – den in solcher Konzeption begründeten sozialen Rassismus fasste *Platon*, Politeia, in: *ders.*, Sämtliche Werke, hrsg. v. *Walter F. Otto/Ernesto Grassi/Gert Plamböck*, Bd. 3. Reinbek 1958, S. 67–310, hier: S. 144 f. (414 b–415 d), in ein Gleichnis, das er selbst offen als Täuschung bezeichnete: nach Herkunft und Erziehung in unterschiedliche Stände gepressten Menschen müsste eingeredet werden, sie wären zwar Bürger, dürften aber politische nicht mit sozialer Gleichheit verwechseln, sondern blieben trotzdem von Natur aus verschieden, weil Gott ihnen je nach ihrer Bestimmung Gold, Silber oder Eisen beigemischt hätte.

10 *Thomas Hahn*, The Difference the Middle Ages Makes. Color and Race before the Modern World, in: *The Journal of Medieval and Early Modern Studies* 31 (2001), H. 1, S. 1–37, hier: S. 7.

11 *James M. Blaut*, 1492. The Debate on Colonialism, Eurocentrism, and History, Trenton 1992; *Mark Terkessidis*, Psychologie des Rassismus, Wiesbaden 1998; *Karin Priester*, Rassismus. Eine Sozialgeschichte, Leipzig 2003; *Howard Winant*, The World is a Ghetto. Race and Democracy Since World War II, New York 2001.

12 Vgl. zur Politik der Reinheit des Blutes *Jerome Friedman*, Jewish Conversion, the Spanish Blood Laws and Reformation. A Revisionist View of Racial and Religious Antisemitism, in: *The Sixteenth Century Journal* 18 (1987), S. 3–29; *Max Sebastián Hering Torres*, ›Limpieza de sangre‹ – Rassismus in der Vormoderne?, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 3 (2003), S. 20–37; *Norman Roth*, Conversos, Inquisition, and the Expulsion of the Jews from Spain, Madison etc. 1995 und *Yosef Hayim Yerushalmi*, Assimilierung und rassistischer Antisemitismus. Die iberischen und die deutschen Modelle, in: *ders.*, Ein Feld in Anatot. Versuche über jüdische Geschichte, Berlin 1993, S. 53–80; zur Reflexion der Türkengefahr vgl. *David R.*

In ihrer Studie zum europäischen Wissen über das osmanische Reich weist Almut Höfert darauf hin, dass im zeitgenössischen Bewusstsein dem Jahr 1453, in dem Konstantinopel von den Osmanen erobert wurde, eine sehr viel größere Bedeutung zukam, als dem Jahr 1492, dessen epochale Bedeutung erst nach und nach entstanden wäre. Die mit ihm verbundenen Vorstellungen hätten keinen Anlass zu Gefühlen und Ideologien der Überlegenheit, sondern zu solchen der Bedrohung gegeben und könnten »als Beginn des Diskurses der Türkengefahr angesehen werden« (Höfert, S. 25). Mit dieser historischen Konstellation verbindet sie die These, »die Grundlagen der okzidentalen Anthropologie«, die im 15. und 16. Jahrhundert gelegt worden wären, hätten durch die »Auseinandersetzung mit den Osmanen« eine wesentliche Prägung erfahren (S. 11). Weil dies »nicht im Kontext europäischer politischer Hegemonie« erfolgte, sondern angesichts einer teils »tatsächlichen«, teils »vermeintlichen« Gefährdung, schließt sie daran die weitreichende Folgerung an, ihre Arbeit müsste zur Revision der Vorstellung führen, »dass die okzidentale Anthropologie im Zuge einer europäischen machtpolitischen Überlegenheit entstanden sei und nur in diesem Zusammenhang funktionierte« (S. 17 f.).¹³

Obwohl Almut Höfert diese Überlegungen selbst nicht auf Fragen der Rassismusanalyse bezieht, haben sie für deren Beantwortung doch erhebliche Bedeutung. Sie deuten nämlich zunächst an, dass der Orient nicht erst im Gefolge einer erfolgreichen europäischen Expansion konstruiert wurde. Und sie verweisen weiter darauf, dass die Gegenüberstellung der Primitivität der anderen mit der eigenen Zivilisiertheit nur eine der Optionen aus dem vielfältigen Repertoire rassistischer Diskriminierung ist. Zwei der Antworten zu der auf die Konstitution des Wissens über die anderen gerichteten Fragestellung der Verfas-

Blanks/Michael Frassetto (Hrsg.), *Western Views of Islam in Medieval and Early Modern Europe. Perception of the Other*, New York 1999; *Jean Delumeau*, *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*, Reinbek 1985; *Franz-Reiner Erkens* (Hrsg.), *Europa und die osmanische Expansion im ausgehenden Mittelalter*, Berlin 1997; *Bodo Guthmüller/Wilhelm Kühlmann* (Hrsg.), *Europa und die Türken in der Renaissance*, Tübingen 2000; *Winfried Schulze*, *Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äußeren Bedrohung*, München 1978; *Mustafa Soykut*, *Image of the ›Turk‹ in Italy. A History of the ›Other‹ in Early Modern Europe, 1453–1683*, Berlin 2001; *Mustafa Soykut* (Hrsg.), *Historical Image of the Turk in Europe, 15th to the Present. Political and Civilisational Aspects*, Istanbul 2003; *Margret Spohn*, *Alles getürkt. 500 Jahre (Vor)Urteile der Deutschen über die Türken*, Oldenburg 1993; *Dorothy M. Vaughan*, *Europe and the Turk. A Pattern of Alliances, 1350–1700*, Liverpool 1954.

- 13 Leider fällt Almut Höferts Darstellung der Ergebnisse ihrer Forschung ebenso hermetisch wie rhapsodisch aus. Die Verslossenheit wird durch eine antiquierte bildungsbürgerliche Attitüde erzeugt, die sich mit der originalen Widergabe absatzlanger Quellenzitate begnügt, ohne in den Anmerkungen eine Übersetzung bereit zu stellen. Dieses Vorgehen ist schon deswegen unverständlich, weil die Verfasserin für ihre Untersuchung der Quellen auch eine »Übersetzung aus den einzelnen Sprachen – Italienisch, Französisch, Latein und Frühneuhochdeutsch – in ein modernes Deutsch« vorgenommen hat (Höfert, S. 232 f.), diesen Teil ihrer Anstrengungen den Leserinnen und Lesern ihrer Arbeit aber vorenthält und im übrigen ihre Quellen auch dann nur in der Originalversion zitiert, wo hervorragende zweisprachige kritische Ausgaben vorliegen, wie zum Beispiel zu Georg von Ungarns Abhandlung über Sitten und Unsitten der Türken (vgl. S. 201 ff.). Die Manieriertheit dieses Vorgehens enthüllt die Autorin selbst, wenn sie Aufrufe zum Kreuzzug mal lateinisch, mal deutsch (S. 60, 64) und zwischendurch ausgerechnet Herodot auf englisch zitiert (S. 185). Da sie gleichzeitig ihr zweifellos umfangreiches Wissen stark zersplittert präsentiert, hinterlässt die Lektüre ihrer Studie einen zwiespältigen Eindruck. Auf die Darstellungsweise hat sich offensichtlich die Forschungsweise der Verfasserin negativ ausgewirkt, die unter anderem darin bestand, ihre zwölf Quellentexte »mithilfe eines Teppichmessers und eines Schneidebretts auf dem Küchentisch« in 2043 Schnipsel zu zerlegen (S. 199). Davon haben sie sich bis zur Niederschrift der Analyse bedauerlicherweise nicht erholt.

serin sind dadurch möglicherweise stärker vermittelt, als ihr das bewusst geworden ist. Einerseits betont sie, »dass auch in einer machtpolitisch unterlegenen Situation eine epistemologische Bemächtigung des überlegenen Gegenübers möglich ist« (S. 320). Andererseits hebt sie deren komplexe Struktur hervor, die sich daran zeigte, dass zwar alle untersuchten Berichte »in die Verurteilung der Türken als verwerflicher Sekte und gefährlicher Bedrohung einstimmten«, diese aber gleichzeitig mit »wertungsfreie[n] Beschreibungen der türkischen Lebensweise« (S. 311) einherging.

Die Autorin schlägt vor, diese Situation als »Paradox« zu begreifen, weil der »Diskurs«, der einen »Antagonismus zwischen Christen und Türken propagierte«, auch einen »wertungsfreien Raum« eröffnete, in dem beider Lebensweise, Politik und Religion »mit den gleichen Kategorien beschrieben werden konnten«. Dieses Paradox erklärt sie für »ein Produkt der Ordnung der Dinge« (S. 315), ohne zu fragen, inwieweit es nicht auch Ausdruck eines epistemologischen Realismus sein könnte, der sich nicht zuletzt der ihm zugrunde liegenden Machtkonstellation verdankte. In ihrer Darstellung finden sich jedenfalls Indizien, die eine solche Frage nicht unangebracht erscheinen lassen.

So ließ zum Beispiel Enea Silvio Piccolomini, der 1458 Papst wurde und Zeit seines Pontifikats Pläne für einen Kreuzzug gegen die Türken schmiedete, in seiner unvollendeten »Kosmografie« keinen Zweifel an deren barbarischen Qualitäten. Geografisch nach Asien abgeschoben, erschienen sie ihm als ein Volk, das sich durch abartige sexuelle und kulinarische Vorlieben auszeichnete, die ganze Welt zum Bordell machte, jederzeit alles gewaltsam zu vögeln bereit war und nicht nur Fleisch von Haustieren oder Aasfressern, sondern auch menschliche Fehlgeburten verspeiste.¹⁴

Ganz anders äußerte sich Georg von Ungarn, der von 1438 bis 1458 als Sklave in türkischer Gefangenschaft lebte, in seinem »Traktat über die Sitten, die Lebensverhältnisse und die Arglist der Türken«. Er schilderte beeindruckt die »Reinlichkeit« der Türken, die sowohl beim Essen als auch beim Sex zum Ausdruck käme und die sich unter anderem im Verzicht auf Schweinefleisch, spezieller Fütterung von Tieren vor deren Verzehr und ritueller Schlachtung und in Waschungen nach dem Geschlechtsverkehr und den vielen öffentlichen Badehäusern zeigte.¹⁵

Bei der Schilderung der Geschlechterbeziehungen einerseits und der Sklaverei andererseits machte er nachdrücklich deutlich, dass seine Begeisterung für die Verfassung der einen und seine Abscheu vor den Formen der anderen weniger mit der Ordnung der Dinge, als vielmehr mit der Ausrichtung von Herrschaft zu tun hatten. Die »Ehrbarkeit«, die er überall in der Türkei beim »weiblichen Geschlecht« gefunden hätte, führte er darauf zurück, dass die Türken »echte Männer« wären, die nicht nur »zwölf Ehefrauen« haben dürften, sondern, indem sie zeigten, »dass ein einziger Mann zwölf Frauen überlegen ist«, auch »den Unwert dieses unseligen Geschlechts und den Satz des Schöpfers« bestätigten, »wonach die Frau dem Mann Untertan sein soll«. Bei der Schilderung der Sklaverei, von der er selbst betroffen war, beklagte er, wie »das vernunftbegabte, nach dem Bilde

14 »Gens truculenta et ignominiosa in cunctis stupris et lupanaribus fornicaria, comedit quae caeteri abominantur, iumentorum, luporum ac vulturum carnes et, quod magis horreas, hominum abortiva« – Enea Silvio Piccolomini, zitiert bei Höfert, S. 187.

15 *Georgius de Hungaria*, Tractatus de moribus, conditionibus et nequicia turcorum – Traktat über die Sitten, die Lebensverhältnisse und die Arglist der Türken, hrsg. v. Reinhard Klockow, Köln etc., S. 226 ff.; zum folgenden vgl. a. a. O., S. 247 (»Ehrbarkeit« des »weiblichen Geschlechts«), S. 249 (»echte Männer« etc.); in diesem Zusammenhang würdigte Georg auch S. 251 die Institution des Schleiers und S. 253 die des bewachten Harems), S. 197 (»verkauft und erworben«), S. 199 (»Sklavenmarkt«), S. 302 f. (»deliramenta«, »Wahngelbte«), S. 331 (»Gott und Teufel«), S. 349 (»Treiben«, »Spur«), S. 351 (»Aberglauben«), S. 361 (»Unwissenheit«, »Einsicht«).

Gottes gestaltete Geschöpf wie ein unvernünftiges Tier zum schäbigsten Preis verkauft und erworben« würde. Seine Schilderung verrät, dass er dabei neben der Gewaltsamkeit dieses Verhältnisses vor allem auch seine desozialisierende Wirkung kritisierte – denn auf dem Sklavenmarkt »wird vor dem schamroten Gatten die Gattin wie eine Hure verhöhnt und einem anderen Mann überlassen«, »respektiert man nicht die Würde und achtet nicht den Stand«, »werden Priester und Pöbel mit gleicher Münze gehandelt«, »Ritter und Bauer auf derselben Waage gewogen«.

Georgs Respekt vor türkischen Sitten speiste sich aus derselben Quelle, wie sein Abscheu vor der Sklaverei. Die unterschiedliche Polung seiner Gefühlslage verdankte sich lediglich der Richtung, in die deren herrschaftliche Verfassung jeweils gerichtet war. Als sittenstrengen Ausdruck von Selbstbeherrschung und als Herrschaft über Frauen konnte er sie unbesehen gelten lassen. Auf ihn und seinesgleichen gerichtet, erschien sie ihm als unerträglich und zerstörerisch. Beide hingen insofern zusammen, als die vorbildliche Verfassung der einen das Ertragen der anderen erklären half.

Das war keineswegs als psychologische Entschuldigung gedacht, sondern Element eines argumentativen Konzepts, mit dessen Hilfe Georg zwei nur oberflächlich unvereinbare argumentative Aufgaben zu vermitteln und dadurch zu erklären versuchte, warum die Türken so erfolgreich und mächtig sein konnten und doch elementar böse sein mussten. Während die Beschreibung der Sitten die erste Aufgabe löste, schuf sie gleichzeitig die Grundlage zur eleganten Beantwortung der zweiten, die darin bestand, die Attraktivität türkischen Lebens als bloßen Schein entlarven und für dessen Nachhaltigkeit einen gefährlichen Gegner verantwortlich machen zu können. Bei den geschilderten positiven Eindrücken sollte es sich um »deliramenta et illusiones dyaboli«, »Wahngebilde und Vor Spiegelungen des Teufels« handeln und dadurch deutlich werden, »dass Gott und Teufel in Christen und Türken gegeneinander kämpfen«.

Der Realismus der ethnographischen Beschreibung war deswegen möglicherweise auch Ausdruck einer sich in Georgs Bericht einschreibenden Ordnung der Dinge. Ganz gewiss war er aber Bestandteil einer wohl durchdachten ideologischen Strategie. Mit ihrer Hilfe stellte Georg die Wissbegier hinsichtlich der anderen als ebenso gefährlich wie nutzbringend dar. Denn nur, wer sich auf deren »Treiben« einließ, könnte ihm auch auf die »Spur« kommen. Der Diskurs der Anerkennung erwies sich als Präludium zur Rhetorik der Diskriminierung. Einmal durchschaut, offenbarten sich die Ansichten der Türken als Ausdruck von »Aberglauben und trügerischem Teufelswerk« und offenbarten eine solche »Unwissenheit«, »dass man den Eindruck hat, ihnen fehle es nach Art der Tiere an der Vernunft und sie seien [...] zu keinerlei geistigen Einsicht fähig«.

Wie die Studien von Benjamin Issac und Almut Höfert zeigen, gehören zur Geschichte des Rassismus nicht nur antike Vorstellungen geistig unbemittelter Sklaven und neuzeitliche Bilder unentwickelter Wilder. Die Antike musste auch eine Barbarisierung der Perser, eines gefährlichen und kultivierten Gegners, organisieren, und die Neuzeit hatte die Diskriminierung der Türken, eines das gesamte Abendland bedrohenden mächtigen und kultivierten Feindes, zu legitimieren. Rassismus ist ganz offensichtlich als Ideologie, die natürliche und kulturelle Faktoren zur Herabsetzung der anderen als minderwertiger und unvollständiger Menschen einsetzt, nur einseitig und unvollständig beschrieben.

Die Geschichte des Antisemitismus weiß das schon lange und verweist insbesondere im Zusammenhang mit dessen moderner Variante darauf, dass er die im kolonialen Rahmen verbreiteten Theorien von lebensuntüchtigen Völkern, die ihrer eigenen Schwäche wegen dem Kontakt mit der Zivilisation nicht gewachsen und deswegen zum Aussterben verurteilt sein sollten, mit dem Phantasma der übermächtigen geheimen Verschwörung eines bösartigen Volkes konterkarierte, das er nach der Weltherrschaft greifen sah. Diese Rhetorik wurde weit vor dem Aufkommen des Rassenbegriffs entwickelt und war in der Diskriminierung und Verfolgung der Juden während der großen Pestepidemie des 14.

Jahrhunderts voll entfaltet.¹⁶ In der Moderne verband sie sich mit einem perfiden und folgenreichen antisemitischen Stereotyp, der ›jüdischen Weltverschwörung‹.¹⁷

Mit der Rezeption dieses Mythos in Deutschland und seiner Aufnahme, Instrumentalisierung und Verbreitung durch den Nationalsozialismus befasst sich Wolfram Meyer zu Utrup's Untersuchung seiner antisemitischen Propaganda. Neben der konkreten Nachzeichnung des Einflusses der Protokolle der Weisen von Zion auf die nationalsozialistischen Verschwörungsphantasien, deren unterschiedlicher Ausprägung bei den wichtigsten Funktionsträgern der Partei und deren Entwicklung und Verbreitung durch zentrale Medien der Bewegung bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, besteht ein zentrales Verdienst der vorliegenden Studie in ihrer minutiösen Analyse dessen, was ihr Verfasser in Kombination von ›newspeak‹ und ›doublethink‹, zweier Kategorien aus der Semantik von ›1984‹, *double-speak* nennt: »eine eigene Sprache«, deren »Bedeutungsgehalte sich nur unter den Verstehungsvoraussetzungen der antisemitischen Konzeption voll erschlossen« und die deswegen »für das Wort ›Jude‹ zahlreiche Codeworte« verwenden konnte, die für Eingeweihte und Anhänger auf das Gemeinte verwiesen« (Meyer zu Utrup, S. 101). Die mit ihrer Hilfe betriebene Propaganda und dadurch beförderte oder stabilisierte Weltanschauung soll außerdem die Ausbildung eines »kryptischen Antisemitismus« (S. 200) ermöglicht haben, bei dessen Kommunikation auf einschlägige Schlüsselbegriffe weitgehend verzichtet werden konnte.

Während dem Verfasser die Nachzeichnung der antisemitischen Propaganda und der mit ihr verbundenen Sprache eindrucksvoll gelingt, bleiben seine Überlegungen zum kryptischen Antisemitismus weitgehend hypothetisch. Das liegt mindestens zum Teil an einem methodischen Ansatz, der das »Bild von den Juden und der ›Judenfrage‹ [...] in der nationalsozialistischen Propaganda« rekonstruieren will und sich dabei zum »Gegenstand« nimmt, »was Nationalsozialisten in der Öffentlichkeit im Hinblick auf eine ›Judenfrage‹ und die ›Judenpolitik‹ vertraten« (S. 14 f.). Er ist mit dem Nachweis einer subsemantischen Verständigung schon deswegen überfordert, weil er bewusst darauf verzichtet, »nach allgemeinen Vorstellungen über Juden oder die ›Judenfrage‹ in der Alltagswelt der deutschen Bevölkerung« zu fragen (S. 21).

Außerdem verleitet sein Vertrauen in die Macht der Sprache Meyer zu Utrup zu weitreichenden Folgerungen über das Verhältnis früher antisemitischer Programmpunkte der nationalsozialistischen Partei und den einzelnen Etappen der antisemitischen Politik des nationalsozialistischen Staates bis hin zur sogenannten Endlösung der Judenfrage.¹⁸ Für

16 Vgl. Klaus Bergdolt, *Der schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters*, München 1994, S. 119 ff.; František Graus, *Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit*, Göttingen 1994; Alfred Haverkamp, *Die Judenverfolgungen zur Zeit des Schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte*, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.), *Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Stuttgart 1981, S. 27–93.

17 Vgl. Hadassa Ben-Itto, ›Die Protokolle der Weisen von Zion‹. Anatomie einer Fälschung, Berlin 1998; Stephen Eric Bronner, *Ein Gerücht über die Juden. Die ›Protokolle der Weisen von Zion‹ und der alltägliche Antisemitismus*, Berlin 1999; Norman Cohn, ›Die Protokolle der Weisen von Zion‹. Der Mythos der jüdischen Weltverschwörung. Mit einer kommentierten Bibliographie von Michael Hagemister, Baden-Baden etc. 1998; Leo P. Ribuffo, *Henry Ford and The International Jew*, in: *American Jewish History* 69 (1979–80), S. 437–477; Pierre-André Taguieff (Hrsg.), *Les Protocoles des Sages de Sion*, 2 Bde., Paris 1992.

18 Vgl. Götz Aly, ›Endlösung‹. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt/Main 1999; Omer Bartov, *Holocaust. Origins, Implementation, Aftermath*, London etc. 2000; Stefan Baumeister, *Zur Organisation und Realisation der Schoah. Rechtliche, institutionelle, organisatorische und verwaltungstechnische Voraussetzungen des Massenmords an den europäischen Juden*, Konstanz 2001; Christopher Browning, *Die Entfesselung der ›Endlösung‹. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942*, München 2003; Henry Friedländer, *Der*

ihn bestätigt »[d]ie nationalsozialistische Propaganda zur ›Judenfrage‹ [...], dass sich in der Sprache politischer Akteure frühzeitig eine Latenz von Entscheidungen und eine Handlungsbereitschaft abzeichnet [...]« (S. 423). Von der Konzeption des »antisemitischen Konspirationsmodells« der Nazis her erscheint ihm »eine stetig fortschreitende Radikalisierung [...] die logische Konsequenz, die von der Vorstellung einer Aufklärung über den Kampf bis zur Vernichtung führte. Eine andere endgültige Lösung als die ›Endlösung‹ war auf der Basis des konsequent weitergedachten Konspirationsmodells nicht möglich« (S. 452).

Möglicherweise hätte eine genauere Beschäftigung mit den Grundlagen der Rassismusanalyse die Konstruktion solcher inneren Logik verhindern können. Obwohl der »nationalsozialistischen Weltanschauung« bescheinigt wird, eine »Weltanschauung des Rassismus« zu sein und auf »die rassistische Grundlegung der politischen Gedankenwelt Hitlers« hingewiesen wird (S. 120, 182), bleibt die kritische Auseinandersetzung mit dieser Thematik unzureichend. Rassismus, der sich auf »Differenzen« beziehen soll, »die als reale kulturelle oder biologische Unterschiede immer eine gewissen Rolle spielten«, werden die »eher fiktiven Differenzen, wie sie beim modernen Rassenantisemitismus dominant sind«, gegenübergestellt (S. 79).¹⁹ Dieser Ansatz ist für eine Arbeit, deren Methodik sich am

Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung, Berlin 1997; *Ulrich Herbert* (Hrsg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt/Main 1998; *Birte Kundrus/Beate Meyer* (Hrsg.), Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945, Göttingen 2004; *Peter Longerich*, Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung, München 1998.

19 Die angegebene Referenzliteratur (S. 79, Fn. 155) fällt entsprechend mager aus und ist teilweise korrupt, teilweise unanalytisch und teilweise veraltet. Bei den Titeln handelt es sich um *Karl Saller*, Die Rassenlehre des Nationalsozialismus in Wissenschaft und Propaganda, Darmstadt 1961; *Peter Emil Becker*, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und Völkischer Gedanke. Wege ins Dritte Reich Teil 2, Stuttgart etc. 1990; *Immanuel Geiss*, Geschichte des Rassismus, Frankfurt/Main 1988; *George L. Mosse*, Die Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt/Main 1990. – Die Darstellung Sallers ist eine leicht zu durchschauende Selbstrechtfertigung eines Rassisten, der zu Beginn der Naziherrschaft mit einer Volksrassenlehre aufwartete (vgl. *Friedrich Merckenschlager/Karl Saller*, Vineta. Eine deutsche Biologie vom Osten her geschrieben, Breslau 1935), durch die er in Konflikt mit dem nordischen Gedanken geriet, dessen nachträglicher Kritik die oben angeführte Schrift galt, die allerdings auf eine Auseinandersetzung mit der eigenen Position verzichtete. Das war nicht nur opportunistisch, sondern wäre auch methodisch nicht möglich gewesen, weil Saller die Grundlagen der Rassenwissenschaft weiter vertrat (vgl. *Karl Saller*, Rassengeschichte des Menschen, Stuttgart etc. 1969); vgl. auch *Andreas Lüdtke*, Der ›Fall Saller‹ und die Rassenhygiene. Eine Göttinger Fallstudie zu den Widersprüchen sozialbiologischer Ideologiebildung, Marburg 1995. – Die Darstellung Beckers gehört zur Literatur des hilflosen Antifaschismus, verdient als Werkstattbericht einer umfangreichen Lektüre zweifellos Respekt, ermangelt aber analytischer Grundlagen und kommt deswegen nicht weiter als bis zur naiven Gegenüberstellung von Wissenschaft und Ideologie, die letztlich selbst wieder exkulpierend wirkt, weil es ihr nicht »einleuchtet« erscheint, »dass Rassenkunde als biologische Wissenschaft oder das ›falsche Bewusstsein eines biologischen Unterschieds‹ zum extremen Rassismus geführt haben sollen«. Die »Rassenidee« wird so gegen die »Rassenideologie« in Schutz genommen, die »wie jede Ideologie« eine »irrationale Komponente« hätte (Becker, S. 524). – Die Darstellung von Geiss schreibt die hier getroffene Unterscheidung von Rassenwissenschaft und Rassismusideologie fort. Die eine soll einen legitimen Gegenstand haben, die andere dessen illegitimer Bewertung entspringen. Die Bedeutung der Studie liegt in der Historisierung des Themas, das weit zurückverfolgt wird, und in der Integration des Antisemitismus in die Geschichte des Rassismus. Ihr essentialistischer Ansatz ist aber mehr als problematisch, wenn er »Rasse« als »realhistorische Realität« präsentiert, die »in ihrer Elementarität unbestreitbar« wäre, weil es schließlich »tiefgreifende Unterschiede zwischen verschiedenen Menschengruppen« gäbe (Geiss, S. 20 f.); vgl. auch *Wolfgang Wippermann*, Was

»grundsätzlichen Anliegen der Wissenssoziologie« orientiert und fragt, »wie eine bestimmte ›Wirklichkeit‹ gesellschaftlich ›konstruiert‹ wird« (S. 21), mehr als erstaunlich.

Weil der Autor sich darüber hinaus aber auch traditioneller historiografischer Gründlichkeit verpflichtet weiß, bietet der materiale Teil seiner Untersuchung eine beeindruckende und überzeugende Lektüre zur Konstitution eines hermetischen rassistischen Weltbildes, das die von ihm legitimierte innergesellschaftliche und außenpolitische Aggression als Notwehr gegenüber einem omnipräsenten Feind zu legitimieren trachtete. Der Glaube an die Authentizität der »Protokolle der Weisen von Zion«, der in der »Überzeugung« beruhte, »ungleichartige Gruppen wie Kommunisten und Kapitalisten arbeiteten für eine jüdische Weltherrschaft als Werkzeuge eines internationalen Judentums«, wird dabei als »Indiz« (S. 108) einer verschwörungstheoretischen Konzeption genommen, die die Weltgeschichte als eschatologischen Rassenkampf zwischen den Ariern, vertreten durch ihren edelsten Teil, die Germanen, repräsentiert durch deren entschlossenste Fraktion, die deutsche Volksgemeinschaft, und deren Gegenrasse, den Juden, auffasste. An deren Charakterisierung als »Gegenrasse« war weniger die abenteuerliche Herleitung dieser Kategorie aus einer negativen Auslese von nur als Schmarotzer existenzfähigen Sozialparasiten²⁰ von Bedeutung, als vielmehr ihre Stellung in einer »Theorie von dem ›einen Feind‹« (S. 422), von dem alle Gefahren ausgehen sollten und auf dessen Bekämpfung sich alle Kräfte richten müssten. In diesem Zusammenhang wird von maßgeblichen Funktionsträgern wie von zentralen Presseorganen immer wieder auf die ›Protokolle‹ hingewiesen. Sie waren der Knoten, zu dem die perfiden Attacken auf das »internationale Judentum« als »die Rassen-tuberkulose der Völker« (Adolf Hitler, zit. S. 158) und das »erbkriminelle Volk« (Johann von Leers, zit. S. 429) geschnürt wurden. Dabei sollten »Kapitolsjuden« und »Kremljuden« (*Völkischer Beobachter*, zit. S. 390) Hand in Hand arbeiteten und selbst den Völkerbund zu ihrem »Instrument« (Adolf Dresler, zit. S. 296) machen, weil sie »aufgrund ihrer Geburt einer internationalen Verschwörung« (Joseph Goebbels, zit. S. 385) angehörten.

Wie bei den Phantasien der eigenen Überlegenheit mündete die rassistische Diffamierung der anderen auch bei den Phantasien der Bedrohung des Eigenen in einen Prozess der Dehumanisierung und behauptete: »der Jude ist kein Mensch« (Walter Buch, zit. S. 418). Meyer zu Uptrup führt den Nachweis, dass diese hyperrassistische Konstruktion der allseitigen Bedrohung durch einen heimtückischen und in unterschiedlichsten Verkleidungen auftretenden Gegner nicht nur von Anfang an mit rigorosen Forderungen nach Ausscheidung und Beseitigung einhergingen, die sich frühzeitig zur offenen Androhung der Vernichtung entwickelten, sondern auch das wesentliche negative Bestimmungsmerkmal der rassistischen Gemeinschaftsideologie bildete: »Permanent präsente Feinde waren für die Volksgemeinschaft notwendige Voraussetzung« (S. 418).

ist Rassismus? Ideologien, Theorien, Forschungen, in: *Barbara Danckwortt/Thorsten Querg/Claudia Schöningh* (Hrsg.), *Historische Rassismusforschung*, Hamburg 1995, S. 9–33, hier: S. 27, der darauf hinweist, dass ein solcher Ansatz bei der Behandlung der frühen jüdischen Geschichte zu »Formulierungen« führt, »die an altbekannte antijüdische Stereotype erinnern«. – Die Darstellung Mosses ist verdienstvoll, weil sie den modernen Rassismus bis zur Aufklärung zurückverfolgt und die Behandlung des Antisemitismus in dessen Geschichte einbezieht. Allerdings bleibt ihr Ansatz auf Europa beschränkt. Und ihr früher Erscheinungstermin bedeutet, dass sie wesentliche Entwicklungen der Rassismuskonzeption weder verzeichnet noch selbst fruchtbar machen konnte (die Arbeit erschien als *George L. Mosse, Toward the Final Solution. A History of European Racism*, New York 1978, die erste deutsche Aufl. als *George L. Mosse, Rassismus. Ein Krankheitssymptom in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Königstein 1978).

20 Meyer zu Uptrup verweist auf den Ursprung dieses Konzepts bei *Arno Schickedanz*, *Sozialparasitismus im Völkerleben*, Leipzig 1927, geht aber nicht weiter auf die Kritik ein, die es von Hans F. K. Günther, Friedrich Lenz und anderen erfuhr; vgl. *Cornelia Essner*, *Die ›Nürnberger Gesetze‹ oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945*, Paderborn 2002, S. 52 ff.

Das hat sich für die völkischen Ideologien der Gegenwart nicht geändert. Wie Lars Rensmann in einer umfangreichen Studie²¹ zum Modernisierungspotential des Antisemitismus zeigt, knüpft die neonazistische NPD unmittelbar an die Verbindung des Ideals einer »intakten Volksgemeinschaft« und »Rassengemeinschaft« mit dem »Kampf gegen das Judentum« an (Udo Voigt u. Wolfgang Frenz, zit. bei Rensmann, S. 247). Sie bleibt damit einer international verbreiteten »Weltverschwörungstheorie« verpflichtet, die eine »moderne Variante des antisemitischen Klassikers der erfundenen ›Protokolle der Weisen von Zion‹« ist (S. 268).

Die Vorstellung einer universellen Konspiration gehört denn auch zu den Bestimmungskriterien, mit denen Rensmann den Begriff des Antisemitismus konkretisiert.²² Er konzentriert sich dabei auf die Entwicklung im vereinten Deutschland. Der relativ kurze Untersuchungszeitraum enthielt mit der Goldhagenkontroverse, der Walserdebatte, dem Mahnmalstreit, der Entschädigungsdebatte und der Müllemannaffäre eine Reihe zentraler diskursiver Ereignisse. Ihrer Analyse ist das längste Kapitel der Arbeit gewidmet (S. 334–482). Es ist gleichzeitig ihr methodisch stringentester und analytisch ergiebigster Teil und liefert eine ebenso dichte wie überzeugende Beweisführung hinsichtlich zweier bedeutender Ergebnisse: der Bedeutung von »antijüdischen Codes« und »Chiffren« (S. 499) bei der Verbreitung antisemitischer Stereotype und Überzeugungen sowie ihrer breiten gesellschaftlichen Präsenz »quer durch die politischen Lager« (S. 487).

Die vorgenommene Korrektur der Ergebnisse von Werner Bergmanns Studie zum »Antisemitismus in öffentlichen Konflikten« ist überzeugend. Er hatte eine zunehmende öffentliche Skandalisierung des Antisemitismus diagnostiziert und festgestellt, dass nach einer Phase gegensätzlicher Entwicklungen in Massenmedien und Massenbewusstsein Ende der sechziger und Ende der Siebzigerjahre der Sechs-Tage-Krieg und die Fernsehserie »Holocaust« zu einer radikalen Veränderung des Meinungsklimas führten, so dass es schließlich ab den Achtzigerjahren einen »anti-antisemitischen Konsens« von Eliten, Medien und Bevölkerungsmehrheit gegeben hätte.²³ Rensmann zieht die mit dieser Diagnose verbundene These eines kollektiven Lernprozesses grundsätzlich in Zweifel. Weder sei auf eine konsequente Zurückweisung antisemitischer Positionen durch das öffentliche Bewusstsein Verlass (vgl. S. 483), noch würden »die Medien als Agenturen der politischen Willensbildung [...] durch einhellige Ablehnungen antisemitischer Normverstöße zum Abbau antijüdischer Einstellungen beitragen« (S. 485).

Diese Position wird nicht nur durch eine Veränderung des Meinungsklimas begründet, sondern verdankt sich auch einem methodisch weiter gefassten Ansatz. Er ermöglicht die Berücksichtigung eines breiten Spektrums von codierten bis offenen antisemitischen Äußerungen und Einstellungen. Als »[c]odierte, verdeckte oder latente Formen von Anti-

21 Eine ganze beigelegte Seite mit Errata und zahlreichen darauf nicht erfassten Druckfehlern – die insbesondere dort nachhaltig ins Auge fallen, wo der Autor eigens die »Fehlschreibung im Original« des Namens von Max »Horkheimer« auf der Internetseite von Hans Filbinger betont, während die entsprechende Fußnote auf einen gewissen »Fiblinger« verweist (Rensmann, S. 295) – sind allerdings kein beeindruckender Ausweis für das Lektorat im neuen VS Verlag für Sozialwissenschaften.

22 Da die vorliegende Arbeit auf einer Dissertation beruht, war ein zum Genre gehörender umfangreicher Theorieteil zu erwarten. Rensmanns Studie über »Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland« kommt aber erst nach über zweihundert Seiten zur Sache. Das liegt nicht daran, dass sie das theoretische Wissen ihrer Leserinnen und Leser entsprechend erweitert hätte. Der Autor hat ihnen vielmehr umfangreiche Teile seiner theoretischen Selbstverständigung nicht erspart. Sie hätte für die Druckfassung entschieden mehr verdichtet werden können.

23 Vgl. *Werner Bergmann*, Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949 – 1989, Frankfurt/Main etc. 1997; das Zitat findet sich a. a. O., S. 383.

semitismus« fasst Rensmann »solche, die [...] sich nicht offen / manifest darstellen, sondern vor allem mit impliziten Anspielungen auf tradierte Bedeutungshöfe und Vorurteile operieren« und sich deswegen »noch im Raum des öffentlich Sagbaren in der Demokratie bewegen können« (S. 78).²⁴ Vor allem in seiner detaillierten und differenzierten Analyse der Walser-Debatte vermag er mit Hilfe dieses Ansatzes zu zeigen, dass eine öffentliche Verurteilung manifest antisemitischer Positionen sehr wohl mit dem gleichzeitigen Genuss codierter antisemitischer Botschaften in den Werken eines Schriftstellers einhergehen kann, der auch dann noch von den maßgeblichen Feuilletons der Republik verteidigt wird, als er die Deckung seiner Chiffren und Verschlüsselungen weitgehend verlässt und sich unter dem Beifall der versammelten kulturpolitischen Elite des Landes am geschichtsträchtigsten Ort deutschen Freiheitsverständnisses dagegen verwehrt, weiterhin mit der ›Moralkeule‹ Auschwitz eingeschüchtert und geduckt zu werden, und von dem sich maßgebliche Förderer und Nutznießer solcher Operationen erst abwenden, als der Schriftsteller zum offen pornographischen Radauantisemitismus übergeht und die Codierung Treitschkescher Besorgtheit sich vor der Aggression Dinterschen Wahns als Camouflage erweist. Der Verfasser nennt diese Auseinandersetzung zu Recht einen »Antisemitismusstreit« und begreift ihn als Ausdruck für eine »erodierende Grenzziehung im politischen Diskurs« (vgl. S. 356–414).²⁵

24 Trotz der vielseitigen Vorüberlegungen beschäftigt sich Rensmann nicht sonderlich kritisch mit diesem wichtigen Aspekt seiner Untersuchung. Dies führt mehr als einmal dazu, dass ihm einzelne Worte zur Diagnose ausreichen. Wenn z. B. Helmut Schmidt, Marion Dönhoff und Edzard Reuter schreiben, sie hätten es satt, »in einer Raffgesellschaft zu leben, [...] in der sich allzu vieles nur ums Geldverdienen dreht. Es gibt wichtigeres im Leben des einzelnen wie auch im Leben der Nation«, folgert Rensmann: »Für das ›raffende Kapital‹ stehen traditionell im völkischen Jargon die Juden. Ob dies bewusst inkorporiert wurde oder nicht, der Code bedient den Antisemitismus und die Entgegensetzung des ›Abstrakten‹ gegenüber einer ›konkreten nationalen Gemeinschaft‹ eine latent judenfeindliche Dichotomie« (Rensmann, S. 325). Diese Interpretation ist nicht nur überzogen. An ihr stimmt so gut wie nichts. Dass in dem inkriminierten Text eine ›Nation‹ zum ›Leben‹ erweckt wird, rechtfertigt die assoziative Verbindung mit der ›konkreten nationalen Gemeinschaft‹ und die darin liegende unterschwellige Anspielung auf völkische Gedanken schon deswegen nicht, weil dieser zweifellos missglückte Ausdruck unmittelbar mit dem ›Leben des einzelnen‹ gekoppelt ist. Jedenfalls wird mit ihm nicht versucht, das ›Leben der Nation‹ als gegenüber dem des einzelnen ›wichtigeres‹ auszugeben. Die Verbindung von nationaler Konkretion und monetärer Abstraktheit stammt allein von Rensmann und wird dem beanstandeten Text bloß unterlegt, aber nicht entnommen. Anknüpfungspunkt dafür ist die ›Raffgesellschaft‹, die in Zusammenhang mit der antisemitischen Trope vom ›raffenden Kapital‹ gebracht wird, obwohl der Ausdruck ersichtlich gerade keine Klassendifferenzierung enthält. Hier wird eine gesamtgesellschaftliche Mentalität beklagt, keine bestimmte Gruppe mit den Auswirkungen der Geldwirtschaft belastet. Auch dazu gehört ideologischer Ballast (der aber eher in Titeln wie *Konrad Stopp*, *Wider die Raffgesellschaft* oder *Wie der Sozialstaat noch zu retten ist*, München 1994, zu finden ist). Er hat keine antisemitische Dimension und operiert auch nicht mit »impliziten Anspielungen auf tradierte Bedeutungshöfe und Vorurteile« aus dem Bereich des Antisemitismus. Ein Wort ist kein Code. Um ihn nachzuweisen, bedarf es der Aufdeckung und Entzifferung von Verschlüsselungen, die an dieser Stelle noch nicht einmal ansatzweise versucht werden. Stattdessen übt sich Rensmann hier in einer Art assoziativer Nachcodierung, die seinem analytischen Ansatz einen Bärendienst erweist.

25 Zu dem von Heinrich von Treitschke ausgelösten Antisemitismusstreit im Kaiserreich vgl. neben *Walter Boehlich* (Hrsg.), *Der Berliner Antisemitismusstreit*, Frankfurt/Main 1965, jetzt auch *Karsten Krieger* (Hrsg.), *Der ›Berliner Antisemitismusstreit‹ 1879–1881. Eine Kontroverse um die Zugehörigkeit der deutschen Juden zur Nation*, München 2003; zu Artur Dinter und dem pornographischen Antisemitismus seines Romans ›Die Sünde wider das Blut‹ vgl. *Claudia Witte*, *Artur Dinter – Die Karriere eines professionellen Antisemiten*, in: *Danckwortt/Querg/Schöningh*, S. 113–151 u. *Essner*, S. 35 ff.

Dass die Reichweiten der Rassismusforschung mit einem Bogen von der europäischen Antike bis in die Moderne und mit der Beachtung unterschiedlicher Richtungen der Diskriminierung nicht hinreichend beschrieben sind, verdeutlichen die Studien von Gerald Horne, Jerry Dávila und Ilona Katzew. Während Horne sich mit den Diskriminierungsmustern des »Rassenkrieges« zwischen Japan und dem britischen Empire befasst, beleuchten Dávila und Katzew Ausschnitte aus der bedeutsamen Variation, die der europäische Rassismus in Lateinamerika erfahren hat und die dort zum Lob der »Rassenmischung« führte, während in Europa nahezu hysterisch die Forderung nach »Rassenreinheit« formuliert wurde.

Die diskriminierenden und legitimierenden rassistischen Ideologien, mit denen Japan und die USA mit ihren Verbündeten ihre Kriegsführung flankierten, hatten ihre Wurzeln nur zum Teil in den weißen Überlegenheit begründenden euroamerikanischen Rassentheorien. Sie waren in Japan zwar rezipiert und adaptiert worden. Kurzfristig hatten sie auch zu einiger Irritation und dem eugenischen Plan führender Politiker geführt, die japanische Rasse durch den Import weißer Frauen zu verbessern.²⁶ Doch waren diese Überlegungen nicht mehrheitsfähig und wurden auch spätestens angesichts der militärischen Erfolge in der Auseinandersetzung mit Russland obsolet, die die Japaner als Sieg über die weiße und Zeichen für die Überlegenheit der gelben Rasse begriffen und zur erfolgreichen diplomatischen Propagierung Japans als Vorkämpfer der farbigen Rassen nutzen.²⁷ Dabei konnten sie sich nicht nur übernommener rassistischer Argumentationsmuster bedienen, sondern auch auf eine lange eigene Tradition rassistischer Diskriminierung nach innen und außen zurückgreifen.

Ein Beispiel für den Rassismus nach innen war die Unterdrückung der Buraku. Ihre weit zurückreichende biologische Charakterisierung als wild, minderwertig, nichtmenschlich und tierisch konnte sich auf keine Anschauung stützen, sondern war nur in den »eyes of members of a certain cultural tradition« wahrnehmbar. Sie begann im 14. Jahrhundert und erlebte um Sechzehnhundert einen einschneidenden Wandel in ihrer Begründung, die von der Ablehnung unsauberer Berufe auf Vorstellungen vererbter Blutsbande überging. In der Tokugawa-Zeit wurden die Buraku nicht vom Zensus erfasst, weil sie nicht als völlig menschlich galten. Sie mussten besondere Kleider tragen, um kenntlich zu sein, und getrennt vom Rest der Bevölkerung leben. Mit der Rezeption des europäischen Rassen Denkens seit der Meiji-Zeit betrachtete man sie als Abkömmlinge einer minderen Rasse.²⁸

26 Diese Überlegungen wurden 1883 von Yoshio Takahashi in seinem Buch »Nihon-jinshu kairyō ron« (»Die Verbesserung der japanischen Rasse«) entwickelt; vgl. *Frank Böckelmann*, *Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen*, Frankfurt/Main 1998, S. 78 f. und *Yukiko Koshiro*, *Trans-Pacific Racisms and the U. S. Occupation of Japan*, New York 1999, S. 172.

27 Vgl. *Frank Füredi*, *The Silent War. Imperialism and the Changing Perception of Race*, London 1998, der auf S. 42 f. auf die Ablehnung des japanischen Ansinnens für ein völkerrechtliches Verbot der Rassendiskriminierung im Verlauf der Pariser Friedenskonferenz von 1919 hinweist, die von einem Mitglied der britischen Delegation mit den Worten begründet wurde, es »implied the equality of the yellow man with the white man«, und »might imply the terrific theory of the equality of the white man with the black«; zu Japans rassistischer Gegendiplomatie vgl. *Marc Gallicchio*, *The African American Encounter with Japan and China*, Chapel Hill etc. 2000, dort insb. das erste Kapitel: »The Champion of the Darker Races«, S. 6–29.

28 Zur historischen Benennung der Buraku als eta (»outcasts«), yotsu (»four-legged«), hinin (»non-people«) und burakumin (»people of special or unliberated communities«) vgl. *George des Vos/Hiroshi Wagatsuma* (Hrsg.), *Japan's Invisible Race. Caste in Culture and Personality*, Überarb. Aufl., Berkeley 1972, S. 4; zur Fremdwahrnehmung und Einschätzung als minderer Rasse vgl. *John Price*, *A History of the Outcaste. Untouchability in Japan*, in: *des Vos/Wagatsuma*, S. 6–30, hier: S. 11 f. (dort auch das Zitat); zum Begründungswandel der Diskriminierung vgl. *Ian Neary*, *Burakumin in Contemporary Japan*, in: *Michael Weiner* (Hrsg.), *Japan's Minorities, The Illusion of Homogeneity*, London etc. 1997, S. 50–78, hier: S. 54 f.; zur Rezeption euro-

Mit diesem nach innen gerichteten Rassismus ging ein ähnlich weit zurückreichender Rassismus nach außen gegenüber den Ainu einher. Mit diesen von ihnen als Barbaren betrachteten Menschen lieferten die Japaner sich auf Hokkaido über Jahrhunderte gewaltsame Auseinandersetzungen. Auch ihre Charakterisierung als Barbaren (*yabanjin*) wurde schließlich mit Rassenkategorien (*jinshu*, *minzoku*) fortgesetzt, in denen sich biologische und kulturelle Faktoren mischten. Das barbarische Stereotyp, das »inhuman origins« und »bizarre and filthy appearance« verband, ließ sich problemlos in die »racialisation of the Ainu« überführen. Als unzivilisierte Rasse wurden sie ideologisch gleichzeitig japanischem Schutz unterstellt und als zum Aussterben verurteilt betrachtet. Mit der Herausbildung der Ideologie einer einheitlichen japanischen Rasse gerieten sie ins Fadenkreuz einer doppelten Diskriminierung.²⁹

Auf der Folie ihrer eigenen rassistischen Tradition, die mit Hilfe des europäischen Rassedenkens modernisiert worden war, standen die Japaner während des Zweiten Weltkrieges der rassistischen Propaganda der Amerikaner und Engländer nicht nach. Japans Angriff auf den »weißen Pazifik« war deswegen auch eine ideologische Kriegserklärung. Ihren Hintergründen und dem Umgang mit ihr ist die Studie von Gerald Horne gewidmet, in deren Zentrum das Beispiel Hongkongs steht und die von der These ausgeht, dass »an all-encompassing British racism [...] demobilized the colonized, making them highly susceptible to Japanese racial appeals« (Horne, S. VIII).

Hongkong war schon vor dem ersten Opiumkrieg von Großbritannien als Stützpunkt genutzt worden. Im Vertrag von Nanking wurde China 1842 gezwungen, die Insel an England abzutreten. Von 1941 bis 1945 wurde es von Japan besetzt. Emily Hahn, »the journalist who had fled the quotidian pleasures of the United States for the exotic danger of Hong Kong« (S. 82 f.), die wegen ihrer Heirat mit einem Chinesen nicht interniert wurde und sich frei in der Stadt bewegen konnte, berichtete in ihrer Autobiografie auch von ihrer Bekanntschaft mit Frankie Zung. Er »would have been defined as a Negro in the United States«. Dabei hatte er eine »Chinese half« und war »only half Negro (or rather half West Indian; he insisted on the distinction)«. Verheiratet war er mit einer »very blond« »Euro-American«. Zung, der weder Philosoph noch Politiker war und hier offen gestanden hauptsächlich aus alphabetischen Gründen vorkommt, kollaborierte intensiv mit den japanischen Besatzern. Seiner Gesprächspartnerin erklärte er auch, warum: »The Japanese [...] liked any colored person in the world, anyone at all, as long as he wasn't white. They made big promises to all the colored races [...] in] Africa and everywhere else« (S. 233).

Gründe dafür, solche Perspektiven herbei zu wünschen, gab es genug. Horne schildert ausführlich die rassistische Verfassung der Kronkolonie, einer Apartheidgesellschaft, die für Asiaten bestenfalls »a suburb of hell«, für Europäer aber »akin to paradise« war (S. 18). Zum guten Ton der Kolonie gehörte, dass ein britischer Polizeioffiziere die Chinesen

päischen Rassedenkens vgl. *Michael Weiner*, *The Invention of Identity. Race and Nation in Pre-War Japan*, in: *Frank Dikötter* (Hrsg.), *The Construction of Racial Identities in China and Japan. Historical and Contemporary Perspectives*, London 1997, S. 96–117; weitere einschlägige Arbeiten enthält *Barry Sautman* (Hrsg.), *Racial Identities in East Asia*, Hong Kong 1995.

29 Vgl. allgemein *Brett L. Walker*, *The Conquest of Ainu Lands. Ecology and Culture in Japanese Expansion 1590–1800*, Berkeley etc. 2001 und *Richard Siddle*, *Race, Resistance and the Ainu of Japan*, London etc. 1996; im einzelnen vgl. zur Bezeichnung der Ainu mit Rassenkategorien *Michael Weiner*, *The Invention of Identity*, S. 98, 100; zum Barbarenstereotyp und seiner Rassisierung *Richard Siddle*, *The Ainu and the Discourse of ›Race‹*, in: *Dikötter*, S. 136–157, hier: S. 136 (dort auch die Zitate) und 138; zur doppelten Diskriminierung vgl. *Richard Siddle*, *Ainu. Japan's Indigenous People*, in: *Weiner*, *Japan's Minorities*, S. 17–49, hier: S. 26, wo es heißt: »Ascribed in local society a negative, essentialized ›racial‹ identity as individual ›Ainu‹ that overrode socio-economic, occupational or gender roles, but denied under the notion of national homogeneity any possibility of a positive ›Ainu‹ self-identification as a minority group, most Ainu existed in an identityless void that could only be escaped by passing«.

als »yellow pigs« und »bunch of worthless, treacherous, yellow-skinned reptiles« bezeichnete. Mit einer solchen Einschätzung durfte er sich auch der Zustimmung des »poet laureate of British colonialism«, Rudyard Kipling, sicher sein, der den Hass auf Chinesen für legitim erklärte, ihre Vernichtung für gerechtfertigt hielt und kurzweg entschied: »The Chinaman ought not to count« (S.22).

Von diesem Rassenhochmut war auch die Armee geprägt. Zu ihm gehörte eine allgemeine koloniale Arroganz: »[...] we Britons have been educated that we always win wars« (S. 67). Er umfasste als eines der »oldest and deepest-rooted of all Hong Kong prejudices« die Überzeugung, dass Chinesen nicht bewaffnet werden dürften, die auch angesichts der drohenden Niederlage gegen die japanische Armee nicht aufgegeben wurde (S. 63). Und er bestand auf der Auffassung, »that the Japanese were an inferior race«, so dass ihre Soldaten einerseits ohne Skrupel getötet werden konnten (»They look like animals, they behave like animals and they can be killed unemotionally as swatting flies«) und andererseits als »soldier ants« und »automatons in uniform«, die »because of their slant eyes [...] would not be able to bomb accurately«, als Gegner nicht erst genommen wurden (S. 138 ff.).

Angesichts derart rassistischer Verhältnisse hatten die Japaner es leicht, selbst die Rassenkarte zu spielen, »Asia for the Asiatics« (S. 27) zu fordern und sich als Retter vor weißem Suprematismus anzupreisen. Dies galt zumal, weil die Vereinigten Staaten »not the optimal armed force« besaßen, »to engage Japan in a ›race war‹«. Rassistisches Bewusstsein war wie in der gesamten Gesellschaft bis in die Armee verbreitet, in der sich die Rassentrennung bis auf die Blutkonserven zur Versorgung von Verwundeten erstreckte. Stimmungsberichte über schwarze Truppenteile berichteten denn auch, »[t]hey say it is a white man's war«. Mit reichhaltigem Material argumentierend, kommt Horne angesichts dieser Lage zu dem Schluss: »Japan knew that the racial segregation practised so assiduously by its adversaries was like adding a fully armed battalion to Tokyo's already well-armed forces« (S. 220–224).

Die dazu neben dem aktuellen Rassismus als Erklärung herangezogene historische Dimension erscheint mir aber zu verkürzt zu sein. Der Verfasser begreift den japanischen Rassismus als furchtbesetzte Reaktion auf die erzwungene Öffnung des Landes in der Mitte des 19. Jahrhunderts und die verweigerte Anerkennung rassistischer Gleichheit auf der Friedenskonferenz nach dem Ersten Weltkrieg in Versailles. Nach einem autonomen rassistischen Potential wird nicht gefragt. Horne schließt sich vielmehr der Auffassung an, es sei »difficult in fact to find anything in seventeenth or eighteenth century Japan which resembles a coherent ideology of race« (S. 273) und unterstützt die These der weiten Verbreitung einer »idea of liberating Asia from Western imperialism« als »vision«, die für viele Japaner »altruistic« gewesen wäre (S. 32).

Tatsächlich wird im vorliegenden Band selbst auf Einstellungen hingewiesen, die eine andere Sprache sprechen. Frankie Zungs Vorstellungen von der Liebe der Japaner zu allen farbigen Rassen stimmte nur bedingt, und vor allem nur innerhalb eines seinerseits rassistisch konstruierten Rahmens. In ihm stellten die Japaner sich spätestens seit ihrem Sieg über die russische Flotte bei Tsushima als »champion of the colored races« (S. IX) dar und betonten dabei, dass sie die »elder brothers to those oppressed colored races« wären (S. 165). Diese Strategie ging auf, wo es, wie innerhalb der vielschichtigen schwarzen Bewegung der Vereinigten Staaten, gelang, die Meinung dahin zu beeinflussen, dass ihre Mitglieder »came to look upon the Japanese as belonging to a messianic race, which would lead black men out of bondage« (S. 57 f.).

Die messianische Sendung des älteren Bruders war eine Konzeption, die sich mit westlicher Rassenrhetorik nur ummäntelt hatte. Zwar kam sie dort ebenfalls vor – etwa wenn an amerikanische Stabsoffiziere eine Broschüre mit dem Titel »You and the Native« ausgegeben wurde, in der es hieß »The native has always looked up to the white man. [...]

Therefore he is afraid of you. The soldier is advised to meet with the native, but as an adult with a child«. Aber sie war kulturalistisch geprägt und hatte eine weit vor das Aufkommen der Rassenwissenschaften zurückreichende Tradition, wie sie es unter anderen Vorzeichen auch in Japan gab.³⁰ Sowenig sinnvoll es beim Umgang mit der Frage des Rassismus im europäischen Altertum ist, auf den Nachweis eines Rassenverständnisses zu setzen, so wenig sinnvoll ist es umgekehrt, bei der Diskussion von Rassismus in nicht-europäischen Kulturen, aus dem Fehlen Rassenbegriffs auf die Abwesenheit von Rassismus zu schließen.

Bei der Diskussion rassistischer Beziehungen und Strukturen im europäisch kolonisierten Lateinamerika gibt es diese Probleme nicht. Sie waren von Anfang an durch ein im Verlauf der Reconquista und der Judenverfolgung geschärftes Rassenbewusstsein geprägt, das schon Mitte des 15. Jahrhunderts auf einen sozial geprägten Rassenbegriff zurückgreifen konnte, der zwischen »buena rraça« und »vil rraça« unterschied und spätestens hundert Jahre danach in direktem Zusammenhang mit der Ideologie der »limpieza de sangre« verwandt wurde, die von kirchlichen Würdenträgern verlangte, sie müssten »xristianos Viejos sin raza de Judio ni de Moro ni de hereges« sein, Altchristen ohne Rasse von Juden, Mauren oder Häretikern, und diese Eigenschaft nicht aus dem Glauben, sondern aus dem unvermischten Blut herleitete.³¹

Dabei unterschieden sich die brutalen Politiken Spaniens und Portugals nicht. Nachdem die Portugiesen 1500 mit dem von ihnen entwickelten astronomischen Ritual von Brasilien Besitz ergriffen hatten, wurde durch Gewalt und Seuchen in kurzer Zeit ein großer Teil der indigenen Bevölkerung ausgerottet. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann der transatlantische Sklavenhandel, und bis zur Abschaffung der Sklaverei 1888 brachte man über 3,5 Millionen Afrikaner als Sklaven nach Brasilien. Die durch die Gewinnung und Produktion von Zucker, Gold, Diamanten, Tabak, Baumwolle und Kaffee bestimmten Konjunkturen der kolonialen Ökonomie beruhten auf der extensiven Ausbeutung von Sklavenarbeit. Sie war besonders brutal organisiert, so dass die kurze Lebensdauer und niedrige Fortpflanzungsrate der Sklaven nach permanentem Nachschub verlangten. Über lange Zeit trafen daher immer wieder Menschen in Brasilien ein, die in ihren eigenen afrikanischen Kulturen sozialisiert worden waren. Mit den Portugiesen verhielt es sich in dieser Hinsicht durchaus vergleichbar. Brasilien war für sie eher ein Ort vorübergehender Bereicherung als dauerhafter Ansiedlung. Ihre Rückwanderung nach Portugal war daher zunächst so beträchtlich, dass die Kolonisten bis ins ausgehende 17. Jahrhundert mehrheitlich in Portugal geboren waren, mit dem sie sich auch identifizierten.³²

30 Vgl. dazu *Louise Young*, Rethinking Race for Manchukuo. Self and Other in the Colonial Context, in: *Dikötter*, S. 158–176, hier: S. 159 f.: »It is often mistakenly assumed that Japanese race thinking was entirely derivative – that Japanese imported racial categories wholesale from the West and simply applied them to other Asians. The reality was more complicated, involving two interrelated processes. Racial discourse in Japan was structured, first, by the selective assimilation of European ideas into an existing framework for comprehending relations between Japanese and others. Secondly, their ideas about race developed, over time, in the context of the experiences of the Japanese themselves with colonialism. From the first steps towards empire in the 1870s to the go-fast imperialism of the 1930s and '40s, the process of cultural assimilation and colonial expansion gave a distinctive shape to the Japanese discourse on race. [...] The point is not that the Japanese learned to think in alien racial categories from the West, but rather that such categories made sense precisely because they resonated with home-grown notions of hierarchy«.

31 Vgl. *Torres*, S. 20–37, hier: S. 29, mit den Quellennachweisen einer Satire von 1438 und einer Diskussion der Blutreinhaltsgesetze von 1547.

32 Vgl. zum portugiesischen Ritual kolonialer Besitzergreifung *Patricia Seed*, Ceremonies of Possession in Europe's Conquest of the New World, 1492–1640, Cambridge etc. 1995, S. 100 ff., speziell S. 133; zur genozidalen Politik gegenüber den Indianern *David E. Stannard*, American

Eine eigene brasilianische Identität begann sich deswegen erst spät auszubilden. Sie musste, unbeschadet der ideologischen Verachtung des indianischen und afrikanischen durch den europäischen Bevölkerungsteil, den von Anfang an bestehenden sexuellen Beziehungen zwischen ihnen und dem sich daraus ergebenden wachsenden Anteil einer gemischten Bevölkerung Rechnung tragen. Das führte indessen statt zur Entwertung der Rassenkategorie zu deren vielfacher Aufspaltung und flexiblen sozialen Handhabung, die sozial indizierte Bewegungen innerhalb einer angeblich natürlich begründeten Skala möglich machten.

Zum Problem wurde diese lusotropikanische Abstammungslehre erst, als nicht nur Gobineau, der einige Zeit als Diplomat in Brasilien verbracht hatte, sondern auch liberale Geister vermuteten, die Brasilianer aller Klassen wären Mischlinge und das gesamte Volk deswegen zur Degeneration verurteilt. Die herrschenden Klassen des Landes reagierten darauf zunächst mit der Politik des *branqueamento*, der Verweißlichung. Raimundo Nina Rodrigues erklärte die Afrikaner zur inferioren Rasse und forderte die weißen Brasilianer auf, im Kampf ums Dasein ihre Pflicht für die Erhaltung der arischen Zivilisation zu tun. Dabei war er sich allerdings hinsichtlich der rassischen Stellung der Mulatten unsicher, bei denen er deswegen wertvolle und degenerierte Typen unterschied. Solche Haltung erlaubte den politischen und wissenschaftlichen Eliten eine »theory of constructive miscegenation«, der zufolge sich, wie João Baptista Lacerda 1911 auf dem internationalen Rassenkongress in London verkündete, die instabile Schicht der Mestizen und Mulatten manipulieren und durch weitere Zumischung weißen Blutes zum Verschwinden bringen ließe. Das müsste schließlich auch zur Auslöschung der schwarzen Rasse in Brasilien führen, für deren Verschwinden er das Jahr 2012 ansetzte.³³

Nach dem Ende des Sklavenhandels schien diese Strategie, unterstützt durch eine Politik der massiven Förderung europäischer Einwanderung und die Chance hellhäutiger Brauner (*pardos*), in die Kategorie der Weißen (*brancos*) zu wechseln, zunächst Erfolg zu haben. Die Anteile der farblich unterschiedlich klassifizierten Gruppen an der Bevölkerung veränderten sich deutlich zugunsten der Weißen.³⁴ Dass dies keine Fügung der Natur, sondern ein durch einen kulturalistisch geprägten Rassenbegriff geprägter sozialer Prozess des *branqueamento* war, zeigt Jerry Dávila in einer akribisch recherchierten Studie zu Erziehungswesen und Schulpolitik Brasiliens zwischen den Weltkriegen. Dieser Ansatz erlaubt es ihm, die in aktuellen Rassismusanalysen häufig separat existierenden

Holocaust. The Conquest of the New World 1992, S. 91 ff.; zur Sklaverei *Edward E. Telles*, *Race in Another America. The Significance of Skin Color in Brazil*, Princeton etc. 2004, S. 24; zur kolonialen Ökonomie *Anthony W. Marx*, *Race and Nation. A Comparison of the United States, South Africa, and Brasil*, Cambridge etc. 1998, S. 49 und 52; zur kolonialen Identität *Stuart B. Schwartz*, *The Formation of a Colonial Identity in Brazil*, in: *Nicholas Canny/Anthony Pagden* (Hrsg.), *Colonial Identity in the Atlantic World, 1500–1800*, Princeton etc. 1987, S. 15–50, hier: S. 20 ff.

33 Zu Gobineaus Einschätzungen vgl. *Georges Raeders*, *Le Comte de Gobineau au Brésil*, Paris 1934; zur Politik der Verweißlichung vgl. *Thomas E. Skidmore*, *Black into White. Race and Nationality in Brazilian Thought. With a Preface to the 1993 Edition*, Durham etc. 1993; – dort, S. 57 ff. und 65 ff., finden sich auch Ausführungen über Rodrigues und de Lacerda, auf die ich hier zurückgreife; der Begriff der konstruktiven Rassenmischung stammt von *Telles*, S. 28; auf Lacerdas Ausführungen in London und seine Prognose für das Verschwinden der schwarzen Rasse verweisen *Andreas Hofbauer*, *Das Konzept der ›Rasse‹ und die Idee des ›branqueamento‹ im Brasilien des 19. Jahrhunderts – Ideologische Grundlagen des ›brasilianischen Rassismus‹*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 3 (2003), S. 38–63, hier: S. 59 f. und *Nancy Leys Stepan*, *›The Hour of Eugenics‹. Race, Gender, and Nation in Latin America*, Ithaca etc. 1991, S. 155.

34 Nach *Telles*, S. 30, verschob sich die Relation Schwarzer zu Braunen und Weißen von 19:44:37 Prozent 1872 auf 15:21:64 Prozent 1940.

Welten der Diskurse und der Strukturen gemeinsam in den Blick zu nehmen und zu untersuchen, auf welche Weise die beteiligten Eliten ihre Vorstellungen in die Praxis umsetzten. Sie hatten das erklärte Ziel, »to ›perfect the race‹ – to create a healthy, culturally European, physically fit and nationalistic ›Brazilian race‹« (Dávila, S. 3). Entscheidend für dieses »ideal of a raça brasileira« war, dass es als »work in progress« galt, welches durch Erziehung entscheidend gefördert werden konnte, durch »behavioral whitening« den Schlüssel zu sozialem Erfolg versprach und diesen auch für Brasilianer nichteuropäischer Herkunft zugänglich erklärte (S. 27).

Der Autor verfolgt diesen Prozeß in einer Reihe von Fallstudien, die der Vorstellung des zu schaffenden »Brazilian Man« (S. 21–51), der Verbindung von Rassenvorstellungen, Wissenschaft und Schulpolitik bei der Realisierung des Projekts »Educating Brazil« (S. 52–89), der Veränderung der Zusammensetzung des Lehrkörpers im Zuge der pädagogischen Reformen, bei der die »Teachers of Color« fast völlig verschwanden (S. 90–124), den Elementen der Reform der »Elementary Education« (S. 125–154) sowie ihrer politische Grenzen übergreifenden Fortdauer im »Estado Novo« (S. 155–191) und schließlich der erfolgreich vermittelten Maxime »Behaving White« (S. 193–231) gewidmet sind.

Im Ergebnis stützen Dávilas Untersuchungen die These, dass Rassen sozial konstruiert werden und Rassismus ein mit unterschiedlichen Mechanismen gesellschaftlichen Einschlusses und Ausschlusses eng verwobener Modus herrschaftlicher Vergesellschaftung ist. Vor allem aber machen sie Prozesse sichtbar und transparent, mit deren Hilfe soziale Differenzierung organisiert wird. Weil sie sich dabei auf eine Phase des Umbruchs beziehen, können sie gleichzeitig zeigen, wie ideologische Legitimationen und sprachliche Codierungen im Rahmen veränderter Umstände an neue Verhältnisse angepasst wurden, ohne dass deren rassistische Grundstruktur in Frage gestellt worden wäre. Insgesamt stellen sie ein gelungenes Beispiel einer materiell gesättigten und analytisch differenzierten historischen Rassismusforschung dar.

Allerdings fasst die Schlussfolgerung, nach der »[o]ld inequalities were dressed in new clothes« (S. 240), die komplexe Analyse zu pauschal zusammen. Die hat gezeigt, dass die Reformer des brasilianischen Erziehungswesen Schulen als eine Verweißlichungsmaschine betrachteten und organisierten, der wichtige Aufgaben im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung zugeordnet waren, ohne dass dadurch die Herrschaftsverhältnisse grundlegend verändert werden sollten. *Erstens* funktionierte sie als Rassenkonverter, der mit der »possibility of hastening Brazil's modernization by increasing the number of people of color who no longer fit into the social category of black« dem pauschalen Degenerationsverdacht gegenüber der brasilianischen Gesellschaft dadurch Einhalt gebieten sollte, dass »some Brazilians of color could escape degeneracy by whitening through social ascension« (S. 7). *Zweitens* diente sie als Verwissenschaftlichungsinstanz, die alte Vorurteile durch messbare Fakten ersetzte, indem ein »eugenic nationalism« propagiert wurde, der Eugenik als »a scientific endeavor to ›perfect‹ a human population« begriff und den Eliten einen »way of overcoming what they perceived to be the shortcomings of the nation« wies (S. 9). *Drittens* konnte sie damit als Kulturprojektor eingesetzt werden, der »whiteness as a benchmark of Brazilian racial measurement« (S. 236) benutzte und es dadurch erlaubte, eine europäisch geprägte Zukunft zu entwerfen, in deren Rahmen die farbige Bevölkerung am Maßstab der Weißheit gemessen und deswegen auch dann in deren Aura gehüllt sein würde, wenn sie ihm nur abgestuft gerecht werden könnte. *Viertens* unterstützte sie damit Bemühungen, »the creating of a skilled and disciplined workforce, sanitizing the Brazilian popular classes, inculcating European habits and customs, and developing a coherent national identity« (S. 239) voranzutreiben. *Fünftens* trug sie so dazu bei, den Makel der Rassengesellschaft in den Euphemismus der Rassendemokratie zu verwandeln, die nicht nur von der »idea that Brazil's racial diversity was a strength rather than a weakness« (S. 8) getragen wurde und es erlaubte, die Diskriminierung kol-

lektiver Gruppenbildung durch die individueller Leistung oder individuellen Versagens zu ersetzen, so dass im Effekt »[a] social order that had once based on slavery [...] was re-invented as an order based on science and merit without significantly changing the social hierarchy« (S. 239 f.). Dabei wurde aber, das wäre hinzuzufügen, individuelles soziales Handeln neu konturiert, indem es selbst eine Art »pigmentocracy« mit »the Nordic blonde at the ›better‹ end and the pure African at the ›uglier‹ end« konstituierte³⁵, in dessen kompliziert gewebtem Gefüge es obsessiv auf die Unterscheidung feinsten Schattierungen und damit die Sicherung oder Verbesserung der eigenen Position bedacht war.

Einen der eindrucksvollsten Belege für das komplexe lateinamerikanische Rassenbewusstsein liefert das mexikanische Genre der *pintura de castas*, dem Ilona Katzew eine kenntnisreiche und opulent illustrierte Monographie gewidmet hat. Das Buch erlaubt zunächst die spontane Verwunderung darüber, dass nicht nur unterschiedlichste Rassenmischungen bezeichnet, sondern auch sichtbar gemacht wurden. Dabei bestand das kulturelle Medium der Malerei darauf, für die Charakterisierung dessen zuständig zu sein, was angeblich Werk der Natur sein sollte und offenbarte so unter der Hand die künstliche Abkunft der sozial konstruierten Rassen. Anschließend führt die Analyse der Autorin den minutiösen Beweis, dass die Bilder der *castas* einem komplexen Selbstverständigungsprozess der kolonialen Eliten dienen.

Zunächst waren die *pintura de castas* Widerspiegelungen von Segregationsbestrebungen im Dienste der Herrschaftssicherung. Dabei ging es um »a sharp line that differentiated the Spaniards from all other members of society«. Das führte zur »invention of the sistema de castas« – »mechanisms of social control instituted by the Spanish and creole elite to preserve their positions of power and prestige« (Katzew, S. 42). Weiter musste dieses System den realen Verhältnissen der Kolonialgesellschaft gerecht werden, was in der Flexibilisierung des Kastensystems durch ein Rassenverständnis zum Ausdruck kam, in dem sich somatische mit gesellschaftlichen Elementen verbanden. Die »calidad« einer Person bestimmte sich durch eine »combination of economic, social, cultural, and racial factors«. Sie machte damit nicht nur unmittelbar deutlich, dass Rasse eine soziale Konstruktion war, sondern erlaubte auch das »passing« der mit ihrer Hilfe integrierten einzelnen (S. 45). Schließlich schlug sich das im »ultimate goal of ›whitening‹« nieder, das solange als erreichbar galt, wie sich Europäer mit Indianern mischten. Es fand seine direkte Entsprechung in der Konzeption der *Castamalerei*, die in der Regel Bilderfolgen unterschiedlicher Rassenmischungen präsentierte, die sich in drei Abteilungen untergliederten. »The first cluster of paintings typically focus on the Spanish-Indian union, which begets more Spaniards on the third generation [...]; the second group on Spanish-Black unions [...]; and the third on Black-Indian combinations«. Da die beiden letzten Verbindungen nicht wieder zur Weißheit ihrer Nachkommen führten, war die Botschaft der Bilder unübersehbar: »In casta painting the ›honor‹ of being fully Spanish or ›white‹ is what is inherited so long as Indians keep mixing exclusively with Spaniards« (S. 49).

Dadurch konnte diese Konzeption einem »creole discourse of pride« Ausdruck verleihen (S. 68). Er machte sich an der Heraushebung der Kette wünschenswerter Verbindungen geltend, die in der Abfolge »De español y de india, produce mestiza«, »De mestiza y español, sale castiza«, »De castiza y español, produce española« aus der Mischung wieder zur Reinheit führte. Gleichzeitig konnte er die problematischen Rassenbeziehungen einerseits als immerhin in den europäischen Formen kirchlich legitimierter Familiarität und damit auch die gesamte Kolonialgesellschaft als zwar exotisch durchsetzt aber doch zivilisiert darstellen. Ferner ließ sich andererseits vor solchen Beziehungen auch warnen. Das geschah vor allem mit Hilfe einer auch farblich sichtbar gemachten Rassenkatastrophe. Sie stand am Ende einer nur scheinbar versöhnlichen Linie, die aus »español« und »negra«

35 *Livio Sansone*, *Blackness Without Ethnicity. Constructing Race in Brazil*, New York etc. 2003, S. 43.

die ›mulata‹, aus ›español‹ und ›mulata‹ die ›morisca‹, aus ›español‹ und ›morisca‹ die ›albina‹ und damit immer heller werdende Nachkommen entspringen sah, bis schließlich aus der Verbindung des weißen ›español‹ und der eben nur scheinbar weißen ›albina‹ plötzlich der ›torna atrás‹, ein ›zurück gewandter‹ dunkelhäutiger Sprößling hervorging. *Deshalb* bot »the classificatory system purveyed in casta painting« einen »way of creating order out of an increasingly confusing society« (S. 93), die Besucher aus dem Mutterland indigniert als »a monster of so many species« (S. 113) beschrieben. *Außerdem* konnte dieses rassistische Ordnungssystem mit sozialen Charakteristika aufgefüllt werden, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen charakteristischen Formwandel der Kastabilder herbeiführten, indem jetzt zusätzlich zum üblichen Personal (Vater, Mutter, Kind) und der erklärenden Beschriftung mit den Namen der jeweiligen Rassenmischung soziale Stellung signalisierende Kleidung und Artefakte eine zusätzliche Rolle zu spielen begannen (vgl. S. 109). Rassenbeziehungen und Klassenbeziehungen waren damit zu einem illustrierten Brevier der hierarchischen Ordnung der kolonialen Gesellschaft verschmolzen.

Nach dieser ebenso erhellenden wie kulinarischen Lektüre der materialreichen und detaillierten Behandlung einer klar umrissenen Fragestellung bereitet Christian Geulens Studie zum Verhältnis von Rassendiskurs und Nationalismus eher eine Enttäuschung. Die beruht nur zum Teil auf der Diskrepanz zwischen dem eine große Erzählung ankündigenden Titel und der eher impressionistischen Geschichtensammlung, die sich hinter ihm verbirgt. Weitaus stärker ist das vorherrschende hypothetische Klima der Arbeit dafür verantwortlich, das aus der Kombination starker Annahmen und karger Quellen resultiert. Es wird bis in die Formulierungen greifbar, wenn von »ausgewählten Aspekten« (Geulen, S. 204 u. 310), »kursorisch [...] betrachtet[en]« Autoren (S. 157) oder »grob skizzierten Entwicklungen« (S. 220) die Rede ist und der Verfasser gleich zu Beginn seiner Arbeit erklärt, ihr »Quellenbestand« sei »selbstverständlich viel zu schmal, um repräsentativ zu sein« (S. 17).³⁶

36 Hinzu kommt noch, dass auf die häufig nur dezent belegten Ausführungen nicht immer Verlass ist. Bei kleineren sachlichen Irrtümern ist das nicht weiter von Belang – Ludwig Woltmann gewann nicht den zweiten, sondern den dritten Preis im Kruppschen Preisausschreiben zum Thema ›Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?‹ (vgl. Geulen, S. 182 und Erhard Stöltzing, Die anthroposoziologische Schule. Gestalt und Zusammenhänge eines wissenschaftlichen Institutionalisierungsversuchs, in: Carsten Klingemann (Hrsg.), Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland. Ein verdrängtes Kapitel sozialwissenschaftlicher Wirkungsgeschichte, Opladen 1987, S. 130–171, hier: S. 137; vgl. auch Klaus-Dieter Thomann, Werner F. Kümmel, Naturwissenschaft, Kapital und Weltanschauung. Das Kruppsche Preisausschreiben und der Sozialdarwinismus, in: *Medizinhistorisches Journal* 30 (1995), S. 99–143, S. 205–243, S. 315–352). Bei einseitigen interpretatorischen Aussagen fällt das schon mehr ins Gewicht – Gustave Le Bons Verwendung des Rassenbegriffs lässt sich nicht hinreichend erschließen, wenn sich die Lektüre lediglich auf die ›Psychologie der Massen‹ beschränkt (vgl. Geulen, S. 251 und Marco Schütz, Rassenideologien in der Sozialwissenschaft, Bern etc. 1994, insb. S. 105–146, der auf S. 114 nicht nur schreibt, dass »Rasse« für Le Bon eine »fundamentale Ordnungskategorie« war, sondern das in seiner Analyse zahlreicher einschlägiger Texte auch plausibel werden lässt). Bei einem Überblick ›Zur Lage der Rassismusforschung‹, der die für die eigene Themenstellung zentrale aktuelle Literatur nur extrem mager ausweist, muss das schließlich als Defizit gewertet werden – dass sich »ein großer Teil« der »neueren Überlegungen«, die für die Fragestellung der vorliegenden Studie relevant gewesen wären, »gebündelt in einer umfassenden Studie von Pierre-André Taguieff« findet, ist einfach falsch (vgl. Geulen S. 17 und die Literaturangaben auf S. 46, Fn. 10 sowie Pierre-André Taguieff, Die Macht des Vorurteils. Der Rassismus und sein Double, Hamburg 2000). Außerdem besteht für den umstandslosen Hinweis auf »die nach wie vor grundlegende Ideengeschichte von Voegelin, Rasse und Staat« (S. 12, Fn. 5) angesichts dessen positiver Würdigung von Carl Gustav Carus und Ludwig Ferdinand Clauß durchaus Begründungspflicht (vgl. zu Carus Erich Voegelin, Die Rassenidee in der Geistesgeschichte von Ray bis Carus, Berlin 1933, S. 153–160 und zu Clauß *ders.*, Rasse und Staat, Tübingen 1933, S. 92–104, wo auf S. 103 zu den »Untersuchungen von Clauß« festge-

Der Grund dafür liegt nicht in der komplexen Fragestellung des Verfassers. Sie erscheint zu einem Zeitpunkt, zu dem in der Rassismusanalyse der Hinweis auf die Überschneidung unterschiedlicher Kategorien sozialer Einschließung und Ausschließung ebenso verbreitet wie ihre getrennte Untersuchung ist, vielmehr als ebenso überfällig wie innovativ. Leider mündet sie aber nicht in ein ergebnisoffenes Untersuchungskonzept, sondern leidet unter der Engführung durch eine theoretische Prämisse und eine historische Perspektive. Letztere gliedert sie in die »Vorgeschichte des ›Dritten Reichs‹« ein, erstere durchsucht ihre einzelnen Aspekte vorrangig nach Elementen, die sich »unter Foucaults Begriff der Biopolitik« zusammenfassen lassen (S. 368 f.). Von ihm aus wird bestimmt, »worauf bei der Wirkungsgeschichte rassenbiologischer Diskurse zu achten sich lohnt und welche Elemente zu verfolgen sind« (S. 25). Deren Analyse führt dann zu dem Ergebnis, dass sich »die verschiedenen wissenschaftlichen, politischen und ideologischen Elemente des Rassendiskurses zu einer biopolitischen Logik verbinden konnten, die hergebrachte Partikularitäten, gegebene soziale und kulturelle Kollektive sowie politische Lagergrenzen transzendierte, um die Herstellung einer von solchen Realitäten ›emanzipierten‹ Volksgemeinschaft als Vision und Programm zu entwerfen« (S. 374).

Wer nur nach Material sucht, das aus seiner Perspektive der Beachtung wert ist, braucht um die Stimmigkeit seiner Ergebnisse nicht besorgt zu sein. Dabei muss dann allerdings in Kauf genommen werden, dass zentrale Gegenstandsbereiche der eigenen Themenstellung nur unter einem extrem eingeeengten Blickwinkel wahrgenommen werden. Bei der Behandlung des Antisemitismus fallen die Folgen besonders nachhaltig ins Auge. Obwohl seine Verbindung mit dem Nationalismus in jüngster Zeit noch einmal besonders eindringlich herausgearbeitet worden ist³⁷, verzichtet Geulen darauf, ihn als »empirisches Beispiel für die Folgen der Verschränkung von Rassendiskurs und Nationalismus [zu] betrachte[n]« und zieht ihn nur zur Illustration einer seiner zahlreichen griffig formulierten Hypothesen heran, die in diesem Fall lautet: »Die Biologisierung der deutschen Nation bedurfte strukturell des Antisemitismus«. Weil der »Rassendiskurs die Nation [...] im Horizont des alltäglichen Rassenkampfes biopolitisch entgrenzte«, erforderte er eine »Gegenrasse«, die als »biopolitischer Feind der Bevölkerung« konstruiert werden musste (S. 196). Dadurch soll der Rassenkampf zum Begründungszusammenhang und Daseinszweck der Rasse, und die Gegenrasse zu ihrer unmittelbaren Existenzbedingung geworden sein.

Um diese These plausibel zu machen, wird auf den Antisemitismus bei Theodor Fritsch rekuriert, die »empirische Analyse« aber darauf »beschränkt«, die eigenen Hypothesen an »ausgewählten Aspekten der ersten Jahrgänge« seiner »langlebige[n] antisemitischen Zeitschrift ›Hammer‹ zu belegen« (S. 204). Eine Einschätzung ihres Wirkungsbereiches fehlt ebenso, wie die des Stellenwertes der ausgewählten Artikel im Weltbild ihres Autors, der seine antisemitische Karriere immerhin mit der Äußerung begann, die »moderne Judenfrage« wäre im Kern eine »wirtschaftliche Frage«.³⁸ In seinem Antisemiten-Kate-

stellt wird, dass »in ihnen nach unserer Meinung der Weg beschränkt ist, auf dem sich eine Rassenlehre als Wissenschaft entwickeln kann«, um »[d]as unbezweifelbare Phänomen der Rassen als eine leib-seelische Typenmannigfaltigkeit im Rahmen des Menschenwesens« begreiflich zu machen.

37 Vgl. Klaus Holz, Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg 2001.

38 Thomas Frey (d. i. Theodor Fritsch), Leuchtkugeln. Altdeutsch-antisemitische Kernsprüche. 2. rev. u. verm. Aufl., Leipzig 1882, S. 3; das folgende Zitat stammt aus Theodor Fritsch, Geistige Unterjochung. Zugleich eine Antwort an Dr. G. Lomer und Prof. Werner Sombart. 5. Aufl., Leipzig 1913, S. 21 (›Jude sein‹) und S. 15 (›der Arier‹ und ›der Semit‹). Zu Fritsch vgl. Michael Bönisch, Die ›Hammer‹-Bewegung, in: Handbuch zur ›Völkischen Bewegung‹ 1871–1918, hrsg. v. Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht, München etc. 1996, S. 341–365, und Massimo Ferrari Zumbini, Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus. Von der Bismarckzeit zu Hitler, Frankfurt/Main 2003, insb. S. 321–422.

chismus war das Judentum deswegen von der ersten bis zur letzten von ihm selbst redigierten Ausgabe auch nicht nur »Chimäre« (S. 210), sondern hatte Namen und Adresse und sollte nicht einfach »verschwinden, weil es existierte« (ebda.), sondern ebenso abstruser wie konkreter Unterstellungen und Zuschreibungen wegen. Zu ihnen gehörte neben der allgemeine Parole »Jude sein heißt: seinen Vorteil suchen durch den Schaden der Anderen« auch deren sozialpolitische Konkretion: »Während der Arier sich abmüht, Bodenfrüchte, Werkzeuge, Maschinen, Kunstschätze zu schaffen, saugt der Semit mit Hilfe des unersättlichen zinsheischenden Kapitals alle diese Früchte des fremden Fleißes an sich, und der Schaffende, der Bauer, der Arbeiter, der Erfinder, der Künstler verarmt«.

In solchen Ausführungen überlagerten sich Ausbeutungsrhetorik und Schädlingmetaphorik und die Bilder vom Staat im Staate und der internationalen Verschwörung waren nicht weit. Sie wurden mit anderen traditionellen und modernisierten antisemitischen Unterstellungen und Verdächtigungen verbunden, so dass Fritsch in der Tat »das Judentum in allem, was es stereotyp repräsentierte, zum Dreh- und Angelpunkt« machte – ohne dass sich dabei aber, wie seine vielfältigen Aktivitäten und Vorschläge zeigten, alle Sozialkritik in die Frage »der eigenen Rassenerneuerung« aufgelöst hätte (S. 213). Die Schlussfolgerung, dass der »Antisemitismus« ein »konstitutiver Teil der rassentheoretischen Selbsterfindung« gewesen wäre, ist deswegen schon im Hinblick auf Fritsch zu allgemein. Sie wird nicht präziser, wenn jene Positionen im völkischen Lager berücksichtigt werden, die sich wie Friedrich Lange vehement gegen eine Politik des »Nur-Antisemitismus« wandten, wie Philipp Stauff betont, »um unser Volk und unseres Volkes Wert, nicht allein gegen die Juden« zu kämpfen, oder wie Friedrich Lienhard unterstellten, wer »seiner Stammes- und Volkseigenart wirklich sicher ist«, müsste kein Antisemit sein.³⁹ Wenn die weit über das völkische Lager hinausreichenden Spielarten des Antisemitismus einbezogen werden, stellen sich die Zusammenhänge noch entschieden differenzierter dar.⁴⁰

39 Vgl. *Uwe Puschner*, *Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion*, Darmstadt 2001, S. 52 (Zitat Lange), S. 53 (Zitat Stauff), S. 55 (Zitat Lienhard). Gegenüber solchen Positionen betont Puschner allerdings den »hohe[n] Stellenwert des Antisemitismus im völkischen Weltanschauungscode«, der sich symptomatisch in Adolf Bartels Überzeugung niedergeschlagen hätte: »Wer in unserer Zeit nicht Antisemit ist, der ist auch kein guter Deutscher«, S. 53. Zum folgenden vgl. die abwägende Einschätzung des derzeitigen Standes der Debatte im einleitenden »Forschungsbericht zur deutschen Neuausgabe« bei *Peter G. J. Pulzer*, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867–1914. Vom Autor durchgesehene und um einen Forschungsbereich erweiterte Neuausgabe*, Göttingen 2004, S. 7–64.

40 Eine stärker differenzierende Betrachtung wäre auch anderen Gegenstandsbereichen der Untersuchung angemessen gewesen. So wird etwa im Abschnitt über »Globale Dörfer. Rassendiskurs und imperiale Weltordnung« (*Geulen*, S. 325–345) der Blick ebenfalls so weit verengt, dass er schließlich am Beispiel der Weltausstellungen nur noch den »Versuch« wahrnimmt, »die Welt als einen zusammenhängenden Organismus zu imaginieren«, mit dessen Hilfe sich die »Industrienationen« als »biopolitische Organisationen« ausstellten (S. 335 f.). Ein sehr viel konturenreicherer Bild liefert dagegen der Blick von H. Glenn Penny auf einen vergleichbaren Gegenstand, die Völkerkundemuseen des wilhelminischen Deutschlands. Auch in diesem Zusammenhang spielte die »ethnographische [...] Aufklärung« (*Geulen*, S. 336) beziehungsweise die Beteiligung »in educating the broader public« (*Penny*, S. 147) eine zentrale Rolle. Sie führte sogar zu einem paradigmatischen Wechsel von der Sammelwut einer »salvage anthropology« (S. 52) zur »creation of Schausammlungen«, die sich von den »exhaustive collections of material culture« durch »representative« artefacts that allowed easy comparison, a few »life groupings«, plenty of empty space, and a clear message or narrative« (S. 147) unterschieden. Deren Zustandekommen verlief aber keineswegs widerstandsfrei und führte selbst nach ihrer allgemeinen Durchsetzung zu keinem einheitlichen Ergebnis. Das lag, wie Penny überzeugend zeigt, an den komplexen Interaktionsbeziehungen und Kommunikationsstrukturen zwischen den Ethnologen, die ihrerseits in eine internationale Wissenschaftsgemeinschaft eingebunden waren,

Trotz dieser Defizite hat Geulens Arbeit das zentrale Verdienst, zur Entwicklung einer Perspektive für die »historische Rassismusforschung« beizutragen. Bei der Beantwortung der »Frage«, »auf welche Weise und mit welchen Effekten sich Rasse und Rassismus im späten 19. Jahrhundert mit Nation und Nationalismus verschränkten« (S. 18), beschäftigt sie sich nicht lediglich summierend mit dem breiten Spektrum der verschiedenen Muster von Inklusion und Exklusion. Indem sie diese einer einheitlichen Fragestellung unterwirft, macht sie deutlich, dass Rassismus kein abgegrenzter, über den Rassebegriff vermittelter Bereich sozialer Diskriminierung ist, sondern ein Modus der Vergesellschaftung. Deswegen war auch der auf Rassen gestützte Rassismus einerseits immer schon kulturalistisch und betrachtete Rassen mit Ludwig Gumplowicz als »geschichtliches Produkt« (S. 160) oder mit Houston Stewart Chamberlain als Resultat »vernünftiger Zuchtwahl«. Andererseits erstreckte er sich nicht nur auf das Verhältnis der »fitter races« zu den »less fit races« (S. 336). Vielmehr bezog er mit dem unter anderem von Carl Peters gelieferten Schlagwort »Das Deutschtum als Rasse« auch die rassistische Formierung der Nation ein (S. 348), betrieb diese in Abgrenzung von den als »Gegenrasse« konstruierten Juden (S. 215),

an den Honoratioren der urbanen Standorte der Völkerkundemuseen, die unter anderem mit deren Hilfe nach dem Prädikat »Weltstadt« strebten, dem entstehenden Markt materieller exotischer Kulturgüter mit den üblichen Folgen einer Höherbewertung knapper Güter und an den Reaktionen des Publikums, das durch seine wachsende Zustimmung zu in Augen der Wissenschaftler eher profanisierenden Repräsentationszusammenhängen nicht nur den Charakter der Ausstellungen, sondern schließlich auch den der Sammlungsaktivitäten wesentlich mitbestimmte. Trotzdem führte das zu keiner einheitlichen »Inszenierung des Fremden und des Eigenen« (Geulen, S. 342). Denn die Umwandlung des musealen Selbstverständnisses verlief unter regional so unterschiedlichen Voraussetzungen und Einflüssen, dass zum Beispiel in Hamburg und München »the people who visited these museums entered two fundamentally different worlds represented by two different kinds of Schausammlungen« (Penny, S. 160). Die beiden Museumsleiter, Lucien Sherman in München und Georg Thilenius in Hamburg, hatten unterschiedliche Sammlungsstrategien verfolgt: »While Sherman moved quickly to fill his museum with collections that were primarily from Asian and Indian Kulturvölker, Thilenius moved even faster to obtain artifacts from an array of rapidly vanishing Naturvölker in Africa, South America, and most notably, the Pacific. Each individual set out to refashion his institution according to shifting interests in his city, and each sought out the materials most fitting for the publics being served – Kulturvölker for the art city of Munich and Naturvölker for the trading center of Hamburg« (S. 159 f.).

Auch dem ersten Teil dieses Kapitels, der sich unter der Überschrift »Rassenkonsens am Vorabend des Ersten Weltkriegs« (Geulen, S. 325) mit dem First Universal Races Congress befasst, der 1911 in London stattfand, hätte ein genauerer Blick nicht geschadet. Geulen liest zwar das Teilnehmerverzeichnis »wie ein »Who is who?« der internationalen Wissenschaft um 1900« (S. 327), fragt aber nicht nach fehlenden Namen und vermisst z. B. den Begründer der Rassenhygiene in Deutschland und rührigen Propagandisten der Rassenidee, Alfred Ploetz, nicht auf der Liste der anwesenden Deutschen. Seine Abwesenheit hatte gute Gründe und jedenfalls genauso wenig mit »Rassenkonsens« zu tun, wie Lacerdas Plädoyer für die Auslöschung der schwarzen Rasse durch »constructive miscegenation« (vgl. oben). Zunächst war Ploetz empört darüber, dass die Einladung zum Kongress nur in den Sprachen Englisch und Französisch ergangen war und sah darin »Reste der früheren geringschätzigen Behandlung der Deutschen«. Ferner störte ihn der »Wahlspruch des Kongresses«, der »im Geist der »Harmonie« abgehalten werden« sollte, weshalb »Gegner der Idee der Gleichheit, bzw. der gleichen Veranlagung und Kulturbedeutung der Rassen, nicht oder kaum zu Worte kommen werden«. Schließlich ging ihm die »allgemeine Friedensbegeisterung« zu weit, gegen die er betonte: »Die Möglichkeit muss gewahrt bleiben, dass die tüchtigsten Völker im Kampf ums Dasein obsiegen und sich verbreiten«. Bei alledem vergaß er nicht hinzuzufügen, dass der »Gedanke dieses Kongresses der Rassen« von »einem Angehörigen der jüdischen Rasse« ausgegangen wäre (Alfred Ploetz, First Universal Races Congress, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene* 8 (1911), H. 3, S. 412–413).

diskutierte die Rolle der Frauen als ›Mütter der Nation‹ für eine durch ›rationale Partnerwahl‹ ›verbesserte Sexualauslese‹ (S. 216, 240), unterwarf die einzelnen einer hygienisch begründeten Verantwortung für das Ganze und verschränkte auf diese Weise praktisch die Biologisierung der Nation mit der Politisierung der Körper (vgl. S. 263) – und hätte, wäre der Verfasser nur der Auffassung gewesen, dass darauf »zu achten sich lohnt«, auch noch eine ganze Reihe weiterer Auswirkungen gehabt.

Dass ihnen nicht nachgegangen wird, hat durchaus mit dem »postmodern turn« zu tun, von dem die Herausgeber nachdenklicher Reflexionen zum Thema »Researching Race and Racism« meinen, er hätte »encouraged a type of research agenda that seems overtly textual and theory-driven in focus« und hinzufügen: »The conflation of the world and text is particularly evident when the theme of racism is considered« (Bulmer/Solomos, S. 9 f.). Chetan Bhatt unterstützt diese Sichtweise in seinem Beitrag ›Contemporary geopolitics and ›alterity‹ research‹ mit einer harschen Kritik an den Folgen des »linguistic-cultural turn«: »The dislocation of language and power from actual structures and institutions, especially states and economics, can allow for the proliferation of gargantuan ›sociological imaginations‹ arising from assessments of the marginal and liminal« (Bhatt in Bulmer/Solomos, S. 16–36, hier: S. 16). Gleichzeitig kritisiert er die Wirkung der »West-Rest ›abstract machine‹« mit ihren »associated motifs of transatlantic slavery, Orientalism and racial colonialism« (S. 25), die eine Art enthistorisierendes Bermudadreieck über die Geschichte des modernen Rassismus stülpt, in dem auch die Besonderheiten gegenwärtiger rassistischer Politiken untergehen. Solche Selbstbezogenheit der Rassismusanalyse macht er für eine wachsende Kluft zwischen dem Anwachsen einschlägiger Literatur und dem Abnehmen ihrer herrschaftskritischen Relevanz verantwortlich: »It seems puzzling that the overwhelming academic obsession with the diasporic, racial, ethnic, mixed, hybrid, syncretic, passing self and all its variegated possibilities is occurring during a period of impersonal, brutalising geopolitics and the greatest relative and absolute impoverishment of large sections of the non-Western world« (S. 34).

Insgesamt moderater stimmt aber auch Ann Phoenix mit ihren Überlegungen zu »Extolling eclecticism. Language, psychoanalysis and demographic analysis in the study of ›race‹ and racism« in solche Kritik ein, indem sie gegen die Vorherrschaft von »discourse analysis, narrative analysis and conversation analysis« auf »the ›things that can't be said‹« hinweist und betont, dass »research on ›race‹ and racism has profited from using a range of methods« (Phoenix in Bulmer/Solomos, S. 37–51, hier: S. 38 u. 41). Gleichzeitig beklagt sie, dass qualitative und quantitative Zugänge zur Rassismusanalyse zunehmend auseinandergefallen wären und sich gegenwärtig als »binary opposition« (S. 48) darstellten. Tatsächlich bedürften aber quantitative Fragestellungen kritischer Selbstkontrolle und qualitative Studien einer Vergewisserung ihrer Reichweite und Relevanz.

Neben diesen allgemeinen Überlegungen enthält der Band eine Reihe von Beiträgen, die von unterschiedlichsten eigenen Erfahrungen mit den Problemen der Rassismusforschung berichteten. Sie sind gelegentlich trivial (wenn über Lernprozesse im Umgang mit historischen Quellen berichtet wird) und nicht immer verallgemeinerungsfähig (wenn die Entwicklung persönlicher Motive dargelegt wird). Insgesamt enthalten sie aber sensible und lehrreiche Beobachtungen über Probleme unterschiedlicher Semantiken (Sophie Body-Gendrot), sozialer Kontextgebundenheit der Wissenschaft (Ruth Frankenberg), Verhaltensprobleme im Forschungsfeld (Michel Wieviorka) oder Reaktionen der scientific community (Philomena Essed). Besonders eindrucksvoll ist der Beitrag von Hernán Vera und Joe R. Feagin zu »The study of racist events«. An einem konkreten Fall macht er nachdrücklich deutlich, dass Rassismus ein soziales Verhältnis ist, an dem, auch wenn nur einige handeln, viele durch Mitwissen, Dulden, Verschweigen, Rechtfertigen, Verstehen beteiligt sind und durch das, auch wenn nur einzelne getroffen werden, viele durch Mit-leiden, Erdulden, Verstummen, Entrechtung, Verzweifeln betroffen sind. Indem der »ra-

cialization process« auf die »dehumanization of the racialized other« zielt (Vera/Feagin in Bulmer/Solomos, S. 66–77, hier: S. 73), begründet er kollektive Verhaltensmuster, in deren Strukturen und Traditionen die einzelnen eingebunden sind und die sie reproduzieren und aktualisieren.

Nur wenn die Rassismusanalyse die Konstitutionsbedingungen, Ausprägungen und Rechtfertigungen solcher Muster von Aristoteles bis Frankie Zung verfolgt, wird sie der nach wie vor verbreiteten Vorstellung, es dabei mit primordialen Gegebenheiten wie Bevorzugung des Eigenen, Beargwöhnung des Fremden, Furcht vor dem anderen, Hang zur Unterdrückung und anderem mehr zu tun zu haben, historisch differenzierte und sozial erklärte Antworten entgegenstellen können. Das bedeutet keine Unterschätzung des Rassenbegriffs, schließt aber die Einsicht ein, es bei ihm nur mit einem besonderen Begründungszusammenhang einer spezifischen historischen Variante des Rassismus zu tun zu haben. Solche Relativierung trägt zur Erkenntnis bei, dass Rassismus tatsächlich jener soziale Konstruktionsprozess angeblich natürlicher Ungleichheit ist, als den ihn zahlreiche seiner heutigen Definitionen bestimmen. Sie muss dessen kulturelle Fassung nicht nur als aktuellen Reflex auf die Diskreditierung des Rassenbegriffs verstehen, sondern kann sie als Kern rassistischer Diskriminierung begreifen. Damit wird die Forderung nach historischer Konkretisierung und Spezifizierung sehr viel nachdrücklicher und lässt sich mit dem einfachen Hinweis auf Interessen oder Vorurteile nicht einfach abpeisen, weil der eben nicht erklären kann, warum Rassismus unter bestimmten Bedingungen radikal ausschließend und mörderisch wirkt, während er unter anderen Voraussetzungen einzelnen sogar den legitimen Wechsel der von ihm behaupteten natürlichen Gruppen erlaubt, oder wie Rassismus mit den sehr unterschiedlichen Anforderungen der Legitimation des Ausschlusses von anderen umgeht, welche auf einer Skala imaginiert werden, die von Minderwertigkeit und Schwäche bis zu Schläue und Übermächtigkeit reicht und absolute Berührungstabus und Reinheitsforderungen ebenso kennt, wie Spekulationen über mögliche Vorteile der Hybridisierung. Wenn mit der zunehmend erhobenen Forderung, Rassismusanalyse als Analyse von Rassismen zu betreiben, wirklich ernst gemacht wird, schließt das die Berücksichtigung synchroner wie diachroner Perspektiven ein.